

Lange Schatten: Das Erbe der Nachkriegssoziologie

Christoph Reinprecht

»Das Unbewusste, das ist das Vergessen der Geschichte. Das Unbewusste, das sind die verborgen gehaltenen, vergessenen, sozialen Bedingungen der Produktion: das abgetrennte Produkt dieser sozialen Bedingungen der Produktion erfährt einen Bedeutungswandel und übt einen ideologischen Effekt aus.« (Bourdieu 1993: 79)

Dass sich die Scheu und Zurückhaltung der in Österreich betriebenen Soziologie gegenüber einer kritischen Aufarbeitung und Analyse des österreichischen Nationalsozialismus auch aus ihrer gesellschaftlichen Position erklärt, ist die Hauptthese dieses Aufsatzes. Zwei Themen sind es, an denen sich der Text schrittweise abarbeitet: Eine Analyse der sozialen Bedingungen der soziologischen Erkenntnisproduktion nach 1945 soll klären, warum der Nationalsozialismus lange Zeit zu *keinem* Objekt der soziologischen Analyse wurde. Zugleich stellt sich die Frage, ob und auf welche Weise diese Bedingungen in Form von Denkkategorien, Problemwahrnehmungen oder Erkenntnispraktiken auf die soziologische Forschung der Nachkriegsjahrzehnte eine *nachhaltige Wirkung* entfalteten.

Nach der Befreiung von der NS-Herrschaft repräsentierte die Soziologie in Österreich eine Konstellation aus katholisch inspirierter Sozialphilosophie und anwendungswissenschaftlich ausgerichteter Realsoziologie. Die Institutionalisierung des Faches verlief langsam, weil die politischen und gesellschaftlichen Machteliten nur ein sehr eingeschränktes Interesse an soziologischer Aufklärung und Erkenntnis hatten, während die im Feld der Soziologie tätigen Personen, mit ihren Themensetzungen und ihrer gesellschaftstheoretischen Abstinenz, sich selbst und das Fach provinzialisierten. Wie aber können, ohne Begriff von Gesellschaft und Geschichte, durch den sowohl das Objekt soziologischer Analyse als auch sein Verhältnis zum forschendem Subjekt bestimmt sind, adäquate Gegenstandsbenennung und professionelle Selbstbefragung möglich sein? Warum die Soziologie ihre aufklärerische Funktion, die in einem kritisch-nüchternen Blick auf gesellschaftliche Zusammenhänge und die Be-

dingungen, Potenziale, Verwerfungen des Zusammenlebens zum Ausdruck kommt, im postnationalsozialistischen Österreich nicht wahrnehmen konnte, und welche Folgen dies hat, wird im Folgenden aufzuklären sein.

Die dem Aufsatz zugrundeliegende These ist, dass für eine kritische Auseinandersetzung mit der eigenen Geschichte das Fach (bzw. seine ProtagonistInnen) über ein gewisses Maß an Autonomie verfügen muss. Für die analytische Perspektive, aus der dieser Artikel verfasst ist, ist also das Kriterium der *relativen Autonomie* entscheidend (vgl. dazu Bourdieu 1988). Relativer Autonomiegewinn entsteht, wenn es den im Feld der Soziologie agierenden WissenschaftlerInnen – bei aller interdependenten Eingewobenheit in institutionelle Realitäten und gesellschaftliche Rahmenbedingungen – gelingt, zu den externen ökonomischen, politischen, institutionellen Zwängen auf Distanz zu gehen. »Ein Feld«, schreibt Bourdieu, »das ist ein Universum, in dem die Charakteristiken der Produzenten definiert sind durch deren Stellung in Produktionsverhältnissen, durch den Platz, den sie in einem bestimmten Raum von objektiven Beziehungen innehaben« (Bourdieu 1993: 80). Das Feld der Soziologie lässt sich so gesehen als ein Positionsgeflecht von sozialwissenschaftlich tätigen Personen beschreiben, deren Forschung weder allein von internen Diskussionen und Konflikten, noch von externen, also außerwissenschaftlichen Diskursen und Zwängen bestimmt wird. Autonomie kann so gesehen immer nur partiell, niemals vollständig sein. Wie jedes andere Feld ist auch das wissenschaftliche Feld der Soziologie dem Zugriff von Marktmacht und politischer Macht ausgesetzt, zugleich konstituiert es, wie George Steinmetz formuliert,

»ein Schlachtfeld, ein Terrain des symbolischen Konflikts. Es gibt eine allgemeine Polarisierung des Feldes zwischen heteronomen und autonomen Polen, jeder davon korrelierend mit ungleich verteiltem, feldspezifischem symbolischem Kapital. Akteure, die näher zum heteronomen Pol stehen, werden dazu neigen, ihre Praktiken an externen Kräften im allumfassenden Feld der Macht zu orientieren, wie den Wissenschaftsmärkten oder den Staat.« (Steinmetz 2015: 141)

Der soziologische Blick auf die Soziologie betont den Konflikt um das feldspezifische symbolische Kapital, um Deutungshoheit und Positionen in der (sozialen und kulturellen) Hierarchie, als entscheidenden Faktor für die Erlangung und Erhaltung von Autonomie, während sie zugleich die Strategien zwischen Zustimmung und Distanzierung aufzeigt, die WissenschaftlerInnen in der Auseinandersetzung und Reibung mit externen Kräften oder anderen, konkurrierenden Wissenschaftsfeldern einschlagen. Auf diese Weise werden differenzierte Positionen, Standpunkte, Handlungsstrategien erkennbar, die sich im Feld der Wissenschaft artikulieren und entsprechende Wirkungen entfalten.

Der vorliegende Beitrag beginnt mit einer Beschreibung des Felds der Soziologie im post-nazistischen Österreich, wobei zahlreiche Besonderheiten und Paradoxa festgestellt werden und nach Klärung verlangen. Die geisterhafte Szenerie, die eingangs skizziert wird, ist im Kontext der sehr zaghaften und schleppenden Bemühungen um

eine Institutionalisierung des Fachs in der akademischen Welt zu sehen. Der zweite Abschnitt wendet sich der wissenschaftlichen Biografie von Leopold Rosenmayr zu, der 1955 als erster österreichischer Soziologe nach 1945 an der Universität Wien habilitiert wurde und in den darauffolgenden Jahrzehnten federführend an der Etablierung der Soziologie in Österreich beteiligt war. Das Beispiel von Rosenmayr erlaubt, mögliche Gründe für die Abwehr einer ernsthaften fachlichen Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus, aber auch für den ambivalenten Selbstbezug der Soziologie (bis hin zu einer Art Antisozilogie), wie sie auch in der wissenschaftstheoretischen Programmatik von Soziologie als angewandter Sozialforschung Ausdruck fanden, zu erörtern. Als Ausgangspunkt dient dabei, neben ausgewählten wissenschaftlichen Schriften, vor allem die umfangreiche autosoziobiografische Literatur, die Rosenmayr seit den späten 1980er-Jahren verfasst hat.

Kontext: Geisterstunde 1945

Das irritierende Phänomen, mit dem sich jede Auseinandersetzung dieser Frage(n) konfrontiert sieht, liegt in der geisterhaften Struktur dessen, was man »Soziologie im postnazistischen Österreich« nennen könnte. Hat es sie überhaupt gegeben, die bzw. eine Soziologie in Österreich? Nach der Befreiung vom Nationalsozialismus hat die Situation jedenfalls viel Geisterhaftes: Erscheinungen aus der Unterwelt treten auf (wie etwa Othmar Spann, der versucht, an der Universität wieder Fuß zu fassen), fliehende Schatten huschen vorbei (wie Gunther Ipsen, der 1939 auf den ehemaligen Lehrstuhl Karl Bühlers berufen und nun aus Österreich verbannt wird), aus der Ferne dringen leise die Stimmen der Abwesenden (der 1938 ins Exil Vertriebenen), während aus dem weihrauchverhangenen inneren Exil Figuren hervortreten, die jede Hoffnung schwinden lassen, dass der Disziplin, »dennoch aufgeht, was ihr entrückt ist« (Adorno 1993: 260).¹

Welch ein Paradoxon! Am 31. März 1946 wurde August Maria Knoll auf den ersten Lehrstuhl in Österreich mit Denomination für Soziologie berufen, erst als außerordentlicher Professor (mit der Widmung Religionssoziologie), vier Jahre später, 1950, als Ordinarius. Erstmals also gab es eine als solche bezeichnete und an der größten Universität des Landes eingerichtete Professur für Soziologie,² aber wo war die Soziologie, existierte sie überhaupt? Die Präsenz des Lehrstuhls als ein Ef-

1 | Die Anmerkung Adornos bezieht sich auf Ludwig van Beethovens »Geistertrio«.

2 | An der Universität Wien existiert ab Mitte des 19. Jahrhunderts ein an der Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät verankerter Lehrstuhl für Politische Ökonomie (später Politische Ökonomie bzw. Nationalökonomie und Gesellschaftslehre), auf dem beginnend mit Lorenz von Stein (berufen 1856) bis zu Adolf Günther (berufen 1940) alle Vorgänger Knolls wirken; soziologische Lehrveranstaltungen werden ab dem späten 19. Jahrhundert auch an der Philosophischen Fakultät angeboten (vgl. Norden, Reinprecht und Froschauer 2015). Ähnlich die Situation an der Universität Graz, wo Ludwig Gumplowicz 1892 als Professor der Verwaltungslehre und des Österreichischen Verwaltungsrechts berufen wird. Die Bezeichnung Sozi-

fekt der Abwesenheit der Soziologie? Jedenfalls eine verkehrte Welt, wenn man sich die kurze Zeitspanne zwischen 1918 und 1934 vor Augen hält und die vielfältigen Impulse, die das Feld der Soziologie damals hervorbrachte und charakterisierte: die Vielzahl der einander sich teils überschneidenden intellektuellen Zirkel, die fruchtbaren, wenn auch nicht spannungsfreien Diskurse mit den fortschrittlichsten Köpfen dieser Zeit aus Psychologie (Karl und Charlotte Bühler), Tiefenpsychologie (Alfred Adler) und Psychoanalyse (Sigmund Freud, Wilhelm Reich), Pädagogik (Siegfried Bernfeld), logischem Empirismus (Ernst Mach, Rudolf Carnap, Moritz Schlick) und Ökonomie (Carl Grünberg, Joseph Schumpeter), Reiner Rechtslehre (Hans Kelsen) und Austromarxismus (Max Adler, Otto Bauer, Karl Renner, Rudolf Hilferding), die hohe Innovationskraft in soziologischer Theoriebildung und sozialwissenschaftlicher Methodologie, oder das über das Akademische weit hinausreichende aufklärerische Bildungsverständnis. Was nach dem faschistischen Zerstörungswerk erst in den Konstellationen des Exils weltweite Geltung erlangen sollte, konstituierte sich zu dieser Zeit in einem losen und zugleich äußerst schwierigen Verhältnis zum etablierten akademischen Feld, das die Deutungshoheit beanspruchte. Es zählt zu den bemerkenswertesten Aspekten der Geschichte der Soziologie in Österreich, dass es den Proponenten einer konservativ-reaktionären Gesellschaftslehre, verkörpert in der Person von Othmar Spann, bereits im Vorfeld von Austro- und NS-Faschismus gelungen war, die strategisch wichtigsten akademischen Positionen in diesem Feld zu besetzen, während die große Zahl an SozialwissenschaftlerInnen, die heute rückblickend als RepräsentantInnen des wissenschaftlichen Felds einer *österreichischen* Soziologie angesehen werden, wie Käthe Leichter oder Paul F. Lazarsfeld, Marie Jahoda oder Hans Zeisel, Gertrude Wagner, Herta Herzog oder Else Frenkel-Brunswik, Otto oder Paul Neurath, Alfred Schütz oder Felix Kaufmann, um nur die bekanntesten Namen zu nennen, ab 1933/34 sukzessive zurückgedrängt, verfolgt und mit der NS-Herrschaft schließlich vertrieben oder, wie Käthe Leichter, ermordet wurden.

Das Frappante an der geisterhaften Struktur des Feldes der Soziologie unmittelbar nach der Befreiung von der NS-Herrschaft sind wohl die verschiedenen Dimensionen von *Abwesenheit*. Die Soziologie dieser Zeit war gewissermaßen *materialisierte Abwesenheit*, eine *Nicht-Soziologie*. Und das in zumindest dreierlei Hinsicht:

- *Zum einen* dachte kaum jemand, der oder die nach 1933 Österreich verlassen hatte oder ins Exil gezwungen worden war, daran, zurückzukehren (abgesehen davon, dass das offizielle Österreich, einschließlich der Universitäten, an der Rückkehr der Personen in der Emigration und im Exil nicht interessiert war³), und dies betraf sowohl die ProponentInnen des Faches selbst als auch das im vorhergehen-

ologie taucht in der Denomination eines Lehrstuhls nur in Innsbruck auf, und zwar bei Adolf Günther, seit 1923 Professor für Politische Ökonomie, Statistik und Soziologie.

3 | So wurde auch die Initiative österreichischer WissenschaftlerInnen, die sich im Exil als Austrian University League organisiert und Mitte 1946 ein Memorandum zum Wiederaufbau der österreichischen Universitäten ausgearbeitet und an das Ministerium in Wien übermittelt hatte, weitgehend ignoriert (vgl. dazu Fleck 1987; 2016).

den Absatz skizzierte Umfeld.⁴ Jene Wenigen, die nach Österreich zurückkehrten, wie etwa Leo Stern oder Alfred Kozlik, waren meist nicht gern gesehen, außer es handelte sich um Personen aus dem Umfeld der »ständestaatlichen« oder katholischen Tradition (dazu etwas ausführlicher weiter unten).

- Abwesend waren *zum Zweiten* aber auch fast alle Personen, die während der NS-Zeit akademische Positionen besetzt bzw. Karriere gemacht hatten, sich im weiteren Sinne dem wissenschaftlichen Feld der Soziologie zuordnen lassen und nach 1945 außer Dienst gestellt oder entlassen wurden (eine Ausnahme bildet Walther Schienerl, der ohne Unterbrechung bis 1961 an der Universität Wien unterrichtete; siehe dazu den Beitrag von Kranebitter in diesem Band):⁵ Neben Adolf Günther, Arnold Gehlen und Gunther Ipsen gilt dies etwa für die beiden Begründer der deutschen Strukturgeschichte Otto Brunner und Werner Conze (letzterer hatte sich 1940 bei Ipsen habilitiert), den Sozialpsychologen Peter R. Hofstätter, der 1941 seine Schrift *Ruf und Bestand: Ein methodologischer Beitrag zur Stammeskunde* an der Universität Wien zur Habilitation eingereicht hatte, den Zeitungswissenschaftler Alfred Peters, der 1940 an der Universität Wien als »Dozent neuer Ordnung« eine Stelle als Beamter auf Widerruf erhalten hatte, oder die MitarbeiterInnen des sogenannten Emmental-Projekts, das 1940 und 1941 unter deutschen UmsiedlerInnen des bessarabischen Dorfes Emmental, die in Lagern in der Nähe von Wien untergebracht worden waren, durchgeführt worden war. Zu nennen ist hier allen voran Sylvia Klimpfinger, die sich 1943 mit einer aus dem Projekt hervorgegangenen Schrift über die Möglichkeiten und Grenzen der *Testmethode im Rahmen der Persönlichkeitsbegutachtung* habilitiert hatte, danach eine Assistentenstelle am Institut für Psychologie bekam, wo sie nach einer kurzen zwangsweisen Unterbrechung ab 1950 weiter Karriere machen konnte (siehe dazu den Beitrag von Gerhard Benetka in diesem Band). Nach Ilse Korotin handelt es sich um »ein interessantes Beispiel einer »neuartigen« disziplinenübergreifenden For-

4 | In der Literatur wird davon ausgegangen, dass insgesamt höchstens 10 % aus dem Exil wieder nach Österreich zurückkehrten (vgl. Fleck 1987; Amann 1987). Erschwert wurde die Rückkehr auch durch die Tatsache, dass viele der Exilierten vor 1938 keine universitäre Position innehatten, die sie nun hätten beanspruchen können, sondern, wie etwa die MitarbeiterInnen der Wirtschaftspsychologischen Forschungsstelle, in marginalen Positionen des akademischen Feldes tätig waren und häufig erst im Exil Fuß fassen konnten (siehe dazu auch Fleck 2007).

5 | Mit Ausnahme von Adolf Günther, der 1946 außer Dienst gestellt wird und seitdem nicht mehr an einer Universität lehrt, setzen alle genannten Personen nach teils kurzer Unterbrechung ihre Karriere an deutschen Universitäten fort: Arnold Gehlen wird 1947 Professor an der Deutschen Universität für Verwaltungswissenschaften in Speyer, Gunther Ipsen wirkt ab 1951 als Leiter der Sozialforschungsstelle an der Universität Münster, Otto Brunner wird 1954 an die Universität Hamburg berufen, Werner Conze lehrt ab 1946 an der Universität Göttingen und wird 1955 an die Universität Münster berufen, Peter R. Hofstätter nimmt 1945 seine Lehrtätigkeit an der Universität Graz auf und wird, nach einem mehrjährigen Intermezzo in den USA, 1959 an die Universität Hamburg berufen, Alfred Peters unterrichtet ab 1948 an der von der amerikanischen Militärregierung eingerichteten Ersten Deutschen Journalistenschule in Aachen.

schungspraxis« (Korotin 2006: 60), die von den »gemeinsame[n] Aufbauabsichten« Gehlens und Ipsens für eine soziologische Ostforschung getragen war⁶ und aus der mindestens zwei weitere Dissertationen entstanden⁷. Aus soziologischer Perspektive augenfällig an diesen Arbeiten sind zum einen die migrations-, raum- und familiensoziologischen Komponenten, die eine Vertrautheit mit dem fachlichen soziologischen Instrumentarium und Vokabular nahelegen, zum anderen aber auch die Querverbindungen zu Franz Ronneberger, der als Beauftragter des Reichskommissars für die Festigung des deutschen Volkstums im SS-Oberabschnitt Donau die finanzielle Förderung des Emmental-Projekts veranlasst hatte und nach dem Krieg als Soziologe und Kommunikationswissenschaftler an deutschen Universitäten noch eine akademische Karriere machen sollte (siehe auch die Einleitung von Kranebitter und Reinprecht in diesem Band).

- *Schließlich und drittens* zeichnet sich die Soziologie der Post-NS-Zeit auch in wissenschaftstheoretischer und methodologischer Hinsicht durch Abwesenheit aus. Bereits für die Gesellschaftslehre Othmar Spanns und sein Umfeld galt, wie Christian Fleck formuliert hat, dass sie »zentraler Momente von Soziologie entbehrte: nämlich die theoriegeschichtliche Einbettung in die Tradition der Aufklärungsphilosophie und die Präferenz für empirische, auf Erfahrungswissen gestützte Theorie in Form falsifizierbarer Aussagen« (Fleck 1988: 142). Genau dies trifft nun auch auf die Mehrheit jener zu, die nach 1945 das Feld der Soziologie besetzten – ehemalige Mitstreiter Spanns und Angehörige des katholischen Lagers, die nun »partout darauf bestanden, ihre diesbezüglichen Bemühungen mit dem Etikett ›Soziologie‹ zu schmücken, da sie doch zur gleichen Zeit massiv gegen grundlegende Prinzipien und basale Überzeugungen dieser Disziplin verstießen« (ebd.).

Vor 1938 war die Frage, was denn nun die »echte«, »richtige« Soziologie sei, Gegenstand von heftigen Auseinandersetzungen im Feld. Die fachliche Entwicklung und Ausdifferenzierung war an die gesellschaftspolitischen Konfliktlinien zurückgebunden, die sich entlang der großen ideologischen Strömungen wie politischem Katholizismus oder Austromarxismus aufspannten, wobei die verschiedenen Stränge der Soziologie in ihrem Selbstverständnis zwischen sozialphilosophischer Deutungswissenschaft, Ordnungstheorie (Fokus auf Herstellung, Aufrechterhaltung und Rechtfertigung sozialer Ordnung und Integration), Sozialtechnologie (Reparatur unerwünschter Effekte von Handeln, Datenproduktion zu Planungszwecken) und kritischer Gesellschaftsanalyse teils recht unterschiedliche (und unterschiedlich kombinierte) er-

6 | So Ipsen am 18. Februar 1940 in einem Brief an den damaligen Dekan Viktor Christian (zitiert nach: Korotin 2006: 60).

7 | Schreiner, Eleonora (1942): *Psychologische Untersuchungen an deutschen Rückwandererkindern aus Bessarabien. Ein kritischer Beitrag zum Problem der Übertragbarkeit des Wiener Testsystems auf anders-homogene Kindergruppen*, Wien: Universität Wien (Dissertation); Barfüßler, Matthäus (1942), *Soziographische Studien an deutschen Rückwanderer aus Bessarabien*, Wien: Universität Wien (Dissertation).

kenntnistheoretische Positionen vertraten. In der ersten Phase der Restauration nach 1945, in der es um die Wiederherstellung des Fachs nach dem zerstörerischen Wirken von Austrofaschismus und NS-Herrschaft geht (Langer 1988), werden die frei werdenden Positionen von Personen eingenommen, die in der Tradition der katholischen Soziallehre stehen, zum Spannkreis zählten oder der Vaterländischen Front nahestanden und 1938 von der Universität relegiert wurden. An der Universität Wien sind dies August Maria Knoll (1946) und der Spannianer und Agrarsoziologe Ernst Lagler (ab 1950), an der Universität Graz ab 1946 Josef Dobretsberger, der die NS-Zeit in der Türkei und Ägypten überdauerte, der Rechts- und Staatswissenschaftler Johann Mokre, der nach seiner Rückkehr aus den USA im Jahre 1948 die Gründung des Instituts für Empirische Soziologie und Statistik initiierte, sowie der Philosoph Konstantin Radaković, der 1949 zum ordentlichen Professor für Geschichte der Philosophie und Philosophische Soziologie ernannt wurde (siehe dazu den Beitrag von Klieber in diesem Band), an der Universität Innsbruck der Jesuit und Sozialethiker Johannes Schasching (ab 1950 Lehrtätigkeit, 1952 Habilitation) (vgl. dazu Rosenmayr 1966).

Wie es den (wenigen) Rückkehrenden aus dem jüdischen oder politisch linken Exilmilieu erging, lässt sich in Günther Anders' Tagebuch nachlesen: »Völlig auf den Kopf gestellt hat sich das Verhältnis von Sehnsucht und Wirklichkeit«, notierte er im Juli 1950 ein paar Wochen nach seiner Ankunft in Wien. »Welche Misere! Welch ein Betrug!« (Anders 2006: 89). Ähnlich dürfte wohl auch Alfred Kozlik die Situation empfunden haben, als er um 1950 auf eigene Faust aus dem Exil nach Österreich zurückkehrte (vgl. Fleck 2000). Enttäuscht von der Lage im Land und den fehlenden Möglichkeiten, Fuß zu fassen, kehrte Kozlik wieder in seine Wahlheimat Mexiko zurück, neue Vorhaben ließen ihn dann aber doch wieder nach Österreich kommen. 1963 wurde Kozlik, der kapitalismuskritische und bildungssoziologische Arbeiten publizierte und zwischenzeitlich als Direktor der Wiener Urania fungierte, zum beigeordneten Direktor des neu gegründeten Instituts für Höhere Studien bestellt. Mit der Aussicht auf eine erstmalige akademische Position reiste Kozlik im darauffolgenden Jahr nach Kanada, auf dem Weg dorthin ereilte ihn überraschend der Tod. Persönliche Anfeindungen und Antisemitismus erfuhr auch Leo Stern, der die NS-Zeit in der Sowjetunion verbracht hatte und unmittelbar nach 1945 aus dem Exil nach Wien zurückkehrte, wo er ab dem Sommersemester 1946 an der Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät der Universität Wien sowie an der Hochschule für Welthandel marxistische Soziologie unterrichtete, bevor er 1950 einem Ruf an die Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg folgte (vgl. Oberkofler 2019). Andere wiederum, die eine rasche Rückkehr und eine universitäre Position anstrebten, scheiterten mit ihrem Bemühen am Widerstreben der österreichischen Behörden und der Geschlossenheit der akademischen Strukturen. Diese Erfahrung teilten etwa Ernst Karl Winter, linkskatholischer Patriot und Autor einer *Geschichte des österreichischen Volkes* (Winter 2018), der in den 1930er-Jahren, unter anderem als Vizebürgermeister von Wien, sich um eine Aussöhnung mit der Arbeiterschaft bemüht hatte und 1938 über die Schweiz in die USA geflüchtet war, wo er im New Yorker Exil an der New School for Social Research Sozialphilosophie und Soziologie unterrichtete und mit dem Austrian American Center eine wichtige Exilor-

ganisation gründete, oder der Ökonom Benedikt Kautsky, der in Dachau, Buchenwald und Auschwitz inhaftiert gewesen war und 1946 seine Erfahrungen in einer Analyse des Konzentrationslagers publizierte (Kautsky 1946).

Der reaktionäre Geist der Ordnungssoziologie

Die post-nazistische Soziologie hatte also klar geschnittene Konturen: katholisch, männlich, überwiegend aus dem Kleinbürgertum (die Väter waren Postdienstleiter, Lehrer, Handwerker), österreichpatriotisch und mit hohen Sympathiewerten für den sogenannten Ständestaat (weshalb ihre RepräsentantInnen vom NS-Regime mit Berufsverbot belegt waren) wie auch für die Gesellschaftslehre Othmar Spann. Merkmale waren – in unterschiedlicher Ausprägung – Antimodernismus und Antisemitismus, Ablehnung liberaler Demokratiekonzeptionen, Idealisierung des Bünde- und Ständegedankens, eine klare ordnungssoziologische Ausrichtung. Manche dieser Eigenschaften schwächten sich zwar nach 1945 ab, mitunter sogar bis zur Unkenntlichkeit; als Hintergrundfolie blieben sie dennoch wirksam. Dies gilt nicht zuletzt für August Maria Knoll, den ersten Ordinarius für Soziologie in Österreich, der sich 1934 an der Universität Wien bei Othmar Spann mit der Arbeit *Der Zins in der Scholastik* für das Fach Sozialphilosophie habilitiert hatte (die Arbeit beschäftigt sich mit der historisch-sozialen Verwurzelung innerkirchlicher Auseinandersetzungen) und bis 1938 als Privatdozent unter anderem mit der Abhaltung der für inländische Studierende aller Studienrichtungen verpflichtenden Vorlesung zur »weltanschaulichen und staatsbürgerlichen Erziehung« betraut war (Knoll 1996: 394). Mit dem »Anschluss« wurde Knoll die Lehrbefugnis entzogen. Die explizit anti-nationalsozialistische Haltung begründete noch im Jahr seines Todes sein Engagement für die am 11. Februar 1963 erfolgte Gründung des Dokumentationsarchivs des österreichischen Widerstands (DÖW).

Für die Würdigung Knolls wird heute überwiegend sein Spätwerk herangezogen, vor allem *Katholische Kirche und scholastisches Naturrecht* (Knoll 1962). Anton Pelinka charakterisiert ihn als einen theoretischen Soziologen und liberalen Linkskatholiken, der sich »durch einen Nonkonformismus, der die Grenzen der traditionellen, politisch-weltanschaulichen Lager ebenso in Frage stellt wie die herrschenden Strömungen innerhalb der Kirche«, ausgezeichnet hat (Pelinka 1977). Diese Einschätzung bezieht sich wesentlich auf Knolls wachsende Opposition zum politischen Katholizismus – so war Knoll ein Gegner des kirchlichen Integralismus, insofern für die Religion nur das Seelenheil des Menschen ausschlaggebend sei; auch kritisierte er die Dominanz des Klerus gegenüber dem Laienstand. Knoll stand in der Tradition der katholischen Soziallehre, insbesondere der sozialreformerischen Ideen von Karl von Vogelsang.⁸ Von der katholischen Weltanschauung war auch sein soziologisches

8 | 1953 gründete Knoll gemeinsam mit dem katholischen Arbeitsrechtler und ÖVP-Abgeordneten Karl Kummer das Institut für Sozialpolitik und Sozialreform, heute Dr. Karl Kummer-Institut für Sozialpolitik und Sozialreform.

Selbstverständnis imprägniert, wonach nicht der Glaube an sich Gegenstand der Soziologie sein könne, wohl aber das Gestalten und Erleben des Religiösen in seinem Verhältnis zur gesellschaftlichen Umwelt. *Von den drei Wesenstheorien der Gesellschaft: Individualismus, Totalismus und Personalismus*, so der Titel einer 1949 publizierten Vorlesungsreihe, ließ Knoll nur das System des christlichen Personalismus gelten, in dem sich, dem Grundsatz der Subsidiarität als Aufbauprinzip des Gemeinwesens folgend, die Achtung vor der Persönlichkeit des Menschen mit der Achtung vor der Autorität des Staates verbinde.

Sozialkatholizismus und anti-nationalsozialistische Gesinnung dürfen freilich nicht darüber hinwegtäuschen, dass Knoll nicht nur ein tief religiöser, mit der katholischen Kirche zeit seines Lebens eng verbundener Mensch war; Knoll spielte im Austrofaschismus eine aktive Rolle – so war er nach dem Verbot der Sozialdemokratie 1934 als kommissarischer Verwalter des Vorwärts-Verlags eingesetzt – und exponierte sich auch schriftstellerisch für den »Ständestaat«. In seiner 1936 verfassten und vom Sachwalter der Hochschülerschaft Österreichs⁹ herausgegebenen Schrift *Ziel und Glaube. Der Weg einer Generation* (Knoll 1936) sprudelt es nur so von Bekennerschaft und Loyalität zum austrofaschistischen Regime: Es ist dies, zum einen, eine kämpferische Parteinahme für die Unabhängigkeit Österreichs¹⁰ »als Hort des [deutschen] Reiches gegen das chaotische Farbgesicht der außereuropäischen Welt« (ebd.: 5):

»Österreich, sei seine Gestalt wie immer, muss sein, damit Deutschland lebe! Österreich ist das Kaiserschwert des deutschen Volkes, das in Wien und von Wien aus den imperialen Willen des Deutschtums nach friedlicher Zusammenfassung der Donauvölker auf dem Boden ihrer Eigenart und Freiheit verkörpert und dadurch eine von der europäisch-weißen Rasse gehaltene Welt am besten gewährleistet.« (Ebd.: 9)

Drohender Gegner, so Knoll, könne »nicht mehr eine europäische Nation, sondern nur das außereuropäische Sammellager sein [...], vor allem das der östlich-asiatischen Halbvölker« (ebd.: 5). Zum anderen adressiert Knoll mit Verve und wenig kaschiertem Antisemitismus seine Gegner: kapitalistische Moderne und Französische Revolution. Letztere sei nicht mehr als ein »Herrschaftswandel zu Lasten des arbeitenden Volkes« (ebd.: 10) gewesen.

»Was sich hinter der glitzernden Leinwand ihrer freiheitlichen Parolen vollzog, war die Bastardierung des abendländischen Wertbildes zugunsten der ehrlosen Schieberklasse der neuen Zeit. Die Güter und Schätze der Nationen wanderten allmählich aus den oft ach so lässigen und trägen Händen der feudalen Mächte in die Hände anfänglich tüchtiger, dann

9 | Als Sachwalter der Hochschülerschaft Österreichs fungierte ab 1935 Heinrich Drimmel, der spätere ÖVP-Unterrichtsminister.

10 | Knoll war 1927 gemeinsam unter anderem mit Ernst Karl Winter Mitbegründer der Österreichischen Aktion, ein loser Zusammenhang von katholisch-konservativen, antipreußisch und anfangs auch legitimistisch eingestellten Persönlichkeiten, die für die Selbständigkeit Österreichs im europäischen Verbund eintraten.

gerissener und geriebener und schließlich religions- und volksfremder Händler und Tauscher.« (Ebd.)

Demgegenüber erstrahle als neuer Ordnungsgedanke »die berufsständische Ordnung, das korporative Ideal«. Als Ahnherren dieses antisemitisch unterfütterten Antikapitalismus treten Karl von Vogelsang, der Sozialreformer und Begründer der christlich-sozialen Bewegung, und Karl Lueger auf, der »größte[n] deutsche[n] Bürgermeister aller Zeiten« (ebd.: 12), der die »mittlere Schichte, den »kleinen Mann«, den »Fünf-Gulden-Mann«, den Meister und Bauer, den subalternen Beamten und Angestellten, den Kooperator und Lehrer« in die »ersten großen Schlachten gegen das religions- und volksfremde Großbürgertum von Wien« (ebd.: 13) geführt habe. Als Proponenten des Neuen werden sodann genannt: Othmar Spann und Ignaz Seipel. Zu Spanns 1920 gehaltenen Vorlesungen »über Abbruch und Neubau der Gesellschaft im Zeichen eines wahren, das heißt ständisch geordneten Staates« hält Knoll fest: »Wichtig rang sich die Überzeugung durch, dass das ständische Element kein taktisches, konjunkturbedingtes, tagespolitisches sei, sondern ein kategoriales, eine der Gesellschaft am Grunde liegende Seins- und Wirkkraft« (ebd.: 14). Die berufsständische Ordnung, so Knoll, richte sich gegen den Kapitalismus und gegen den Sozialismus gleichermaßen, es gehe darum, die Zweiklassengesellschaft zu zerstören, damit sich, im Sinne einer »Entproletarisierung des Proletariats und Entmachtung des vermachteten Kapitals«, »Besitzer« und »Arbeiter« in den Berufsständen »die Hände reichen, um sich gegenseitig von der Einseitigkeit der Klasse zu erlösen« (ebd.: 18). Die berufsständische Ordnung sei jedoch nicht mit der Idee absoluter Gleichheit zu verwechseln:

»Es gibt Menschen und Völker, die auf Grund ihrer Rasse und Vererbung, ihrer Weltanschauung und Gesinnungshaltung keine Ehre und Würde kennen, dies als unnütz ablehnen, die die Freiheit um ein Linsengericht verkaufen und das Heldengefühl nie erleben. Hier von absoluter Gleichheit alles dessen zu reden, was Menschenantlitz trägt, die Ehr- und Würdelosen, den Sklaven und Händlern, das gleiche Mitgestaltungsrecht an unserem Schicksal einräumen, hieße das Chaos zu einer Institution erheben und die Barbarei als Geschichtsgebung lehren.« (Ebd.: 15–16)

Chaos, Barbarei, Unordnung: Es ist dies die Handschrift des in Panik geratenen katholischen Kleinbürgertums angesichts der entfesselten Kräfte der Moderne, von Enttraditionalisierung und Rationalisierung, Individualisierung und gesellschaftlicher Differenzierung. Gegen diese zerstörerischen Kräfte brauche es eine neue Soziologie und Othmar Spann sei ihr Schöpfer, wie Knoll noch in seinem Nachruf auf Spann schreibt: »Er zerschlug den Individualismus [...], das cartesianische Maschinenbild von Welt und Geist. Er verwies [...] auf die göttliche, ganzheitliche Eingeschwungenheit aller Menschen und Dinge. Er verwies auf ihre absolute, vorgegebene Sinnhaftigkeit« (Knoll 1950). Der Katholik Knoll steht zwar in Distanz zum Soziologismus Spanns, lobt aber den ständischen Entwurf als Grundlage für Sozialreformen, und

er ist davon überzeugt, dass, wären die Nazis nicht in Österreich einmarschiert, der »Ständestaat« hätte beweisen können, gegenüber dem System bis 1933 das bessere Modell zu sein.

Unter den veränderten Bedingungen nach 1945 scheinen die Voraussetzungen für dieses bessere Modell gegeben. Knoll tritt als einer der ersten in die neu gegründete Österreichische Volkspartei bei, wird, in Entsprechung zu seinen berufsständischen Auffassungen, aktives Mitglied des Österreichischen Arbeiter- und Angestelltenbundes (ÖAAB), während andere Inhalte, wie der nach 1945 auch in linkskatholischen Kreisen kompromittierende Antisemitismus, abgelegt werden. Die konkordanzdemokratische Ordnung der Nachkriegszeit entspricht der *illusio* einer Aufhebung der blutigen Konfliktlinie der Ersten Republik in einem die einstigen Widersacher einbindenden und gegenseitig verpflichtenden System. In diesem Kontext gibt es keinen Platz für eine kritische Auseinandersetzung mit der vom »Mythos der Lagerstraße«¹¹ überdeckten nationalsozialistischen Erfahrung, denn diese wäre gleichbedeutend gewesen mit einer Aufarbeitung und Neubewertung des Austrofaschismus, einschließlich seines führenden Theoretikers Othmar Spann und dessen opportunistischem Antinazismus.¹² Knolls immer stärkere Involvierung in die innerkirchliche Debatte, die auch zu Verwerfungen mit der Amtskirche führt,¹³ hat so gesehen auch eine (latente, unbewusste) Funktion: die Selbstimmunisierung gegen eine kritische Reflexion der im Verlauf der Biografie eingenommenen Positionierungen. So wie für Werner Conze, den Doyen der ersten Generation der deutschen Strukturgeschichte,¹⁴ die Wissenschaft als ein Mittel der Selbstimmunisierung fungiert. Im strukturalistischen Selbstverständnis der *longue durée* agieren Individuen bloß als StrukturträgerInnen und nicht als verantwortliche AkteurInnen. Ein nicht unpraktischer Ansatz, was die Absperrung der eigenen Verstrickungen in die NS-Zeit betrifft.¹⁵

11 | Der »Geist der Lagerstraße« beschwört die Gemeinsamkeit der politisch Verfolgten gegenüber den NS-Tätern trotz weltanschaulicher Differenzen.

12 | Spann war bekanntlich Mitglied der illegalen NSDAP, fiel 1938 jedoch in Ungnade und versuchte nach 1945 seine NS-Sympathien zu leugnen bzw. herunterzuspielen (vgl. den Beitrag von Huber in diesem Band).

13 | Nach *Katholische Kirche und scholastisches Naturrecht* (Knoll 1962) sorgte vor allem der gemeinsam mit Wilfried Daim und Friedrich Heer veröffentlichte Sammelband *Kirche und Zukunft* (Daim, Heer und Knoll 1963), in dem Knoll seine Kritik an jeder Art von weltlichem Führungsanspruch der Kirche zuspitzte, für heftige Reaktionen in katholisch-konservativen Kreisen.

14 | Conze gründete 1957 in Heidelberg den Arbeitskreis für moderne Sozialgeschichte, aus dem unter anderem das gemeinsam mit Otto Brunner und Reinhart Koselleck zwischen 1972 und 1997 herausgegebene achtbändige Lexikon *Geschichtliche Grundbegriffe* entstand (Brunner, Conze und Koselleck 2004).

15 | Pikant ist, dass Werner Conze kurz vor einem Tod alle privaten, unzensierten Aufzeichnungen und Korrespondenzen vernichtet hat (vgl. Etzemüller 2001).

Allianzen für eine Soziologie ohne Gesellschaft

Während die Sozialwissenschaften in der Zwischenkriegszeit aus den Reibungen und Spannungsverhältnissen der gesellschaftspolitischen Verwerfungen und Hegemoniekämpfe ihre retrospektiv vielgepriesene Originalität und Heterogenität entfaltet hatten, verdankte sich ihr institutioneller Aufstieg in den Nachkriegsjahrzehnten einer Allianz aus einer »nach wie vor an Soziologie wenig interessierten Gesellschaft« (Langer 1988: 31) und – abgesehen von den ersten Monaten nach der Befreiung, als mit Ernst Fischer ein kommunistischer Intellektueller Unterrichtsminister war – einer über Jahrzehnte rechtskonservativ dominierten Wissenschaftspolitik, die kein intrinsisches Interesse an der Förderung und Institutionalisierung professioneller empirischer Sozialwissenschaften hatte. Wie ausgeführt, war Soziologie in der Regel katholisch imprägnierte Sozialphilosophie, und dies gilt auch für die engsten Mitarbeiter von Knoll wie Ernst Topitsch, der zu Beginn seines Ordinariats sein Assistent war, oder Leopold Rosenmayr, der sich 1955 bei Knoll habilitierte und ihm nach dessen Tod 1961 als Ordinarius nachfolgte. Topitsch, der wie Rosenmayr beim katholischen Philosophen Alois Dempf studiert und promoviert hatte, blieb seiner philosophischen Neigung treu und wurde, gemeinsam mit Karl Popper und Hans Albert, zu einem der Gegenspieler der Frankfurter Schule im sogenannten Positivismusstreit. Rosenmayr hingegen transformierte sich zum Sozialforscher. Er gründete 1954 nach seiner Rückkehr von einem zweijährigen Aufenthalt als Rockefeller Fellow in den USA die Sozialwissenschaftliche Forschungsstelle, die, als eigenständiger Verein organisiert, eng mit dem Lehrstuhl Knoll verbunden war (Rosenmayr 1988: 287). Die Schaffung der Forschungsstelle eröffnete die Möglichkeit, eigene Forschungsaufträge durchzuführen und einzuwerben. Bereits zwei Jahre zuvor, 1952, war als Zweigstelle des Internationalen Katholischen Instituts für Sozialforschung das Institut für kirchliche Sozialforschung gegründet worden, im selben Jahr gründete Walter Fessel das Österreichische Institut für Markt- und Meinungsforschung, ein paar Jahre später, 1957, erfolgte die Einrichtung des Österreichischen Instituts für Raumplanung. Das Entstehen dieser Institute markiert den Übergang zur zweiten Phase der Restauration der Soziologie nach 1945, in der nun Soziologie zunehmend anwendungswissenschaftlich betrieben wurde, und zwar in Form einer weitgehend theoriefreien, zweckmäßigen Sozialforschung, was, wie Josef Langer argumentiert, durch die Dominanz der katholischen Soziallehre begünstigt wurde (Langer 1988: 29): Eine von ihr abgelöste unabhängige Theorie von Gesellschaft wäre als Konkurrenz zum religiösen Weltbild betrachtet worden, so Langer. Die bearbeiteten Themenfelder betrafen religiöse Praktiken und Einstellungen zur Kirche, Probleme der Jugend und Familie, Generationsbeziehungen, die Stellung des alten Menschen in der Gesellschaft, Bildung, Beruf und Freizeit, Fragen der Wohnkultur, der Stadt- bzw. Regionalplanung. Aus anfangs recht simpel gestrickten Untersuchungen entstanden mit der Zeit auch in methodischer Hinsicht anspruchsvollere Studien. Entscheidenden Anteil an der Professionalisierung der soziologischen Forschung hatte schließlich das 1963 unter Mitwirkung von Paul F. Lazarsfeld und Oskar Morgenstern gegründete »Ford-Institut« (Institut für Höhere

Studien), das nach schwierigen ersten Jahren seiner Implementierung ab Ende der 1960er-Jahre endgültig begann, in Lehre und Forschung an den internationalen Standard aufzuschließen (zur Geschichte des »Ford-Instituts« siehe Fleck 2000).

Dass sich neben der Ordnungssoziologie von katholischer Sozialphilosophie und Spann'scher Gesellschaftslehre, und damit verzahnt, ab Mitte der 1950er-Jahre eine ihrem Selbstverständnis nach sozialtechnologisch orientierte, angewandte Sozialforschung etablieren konnte, ist kein Widerspruch. Eine solcherart gesellschaftstheorie-lose Soziologie korrespondierte mit dem Interesse der in der Nachkriegszeit auf nationale Konkordanz eingeschworenen Eliten an praktischem Anwendungswissen, nicht zuletzt in Hinblick auf die Anforderungen des Wiederaufbaus. Das korporatistische Gesellschaftsmodell mit seinem System von Interessensausgleich und gesellschaftlicher Steuerung (Sozialpartnerschaft, Zentralität der Verbände, Körperschaften und politischen Parteien) half, »die Erfahrungen des autoritären Korporatismus der Zwischenkriegszeit zu verarbeiten und blieb zugleich anschlussfähig für die katholische Tradition, die sich nun schrittweise entpolitisierte« (Reinprecht 2014: 254). Die Soziologie ist ein integraler Bestandteil in diesem Prozess. »Die Sozialforschung in der Soziologie«, schreibt Leopold Rosenmayr rückblickend,

»bot sich mir als Mittel der *Überwindung der früheren ideologischen Kämpfe österreichischer Politik vor 1938* an [...]. Soziologie sollte nun, so dachte ich, nach dem Zweiten Weltkrieg, auf dem Umweg der Objektivierung dank Aufweis von Sachverhalten, der gesellschaftlichen und der politischen Rekonstruktion des Landes dienen. Das war meine Erwartung. Ich hielt Soziologie für ein Rekonstruktionsmittel in dürftiger Zeit.« (Rosenmayr 2005a: 34; Hervorhebungen im Original)

Auch in der zweiten Restaurationsphase sind nahezu alle RepräsentantInnen der Soziologie in Österreich dem Umfeld der Kirche und der Österreichischen Volkspartei zuzuordnen,¹⁶ und dies gilt auch für jene Soziologen, die ein Jahrzehnt später, in der Ausbauphase der Sozialwissenschaften der 1960er-Jahre, die neu eingerichteten Professuren einnahmen, wie an der Universität Linz Erich Bodzenta (1965), Jakobus Wössner (1968), Hans Bach (1969) und später Klaus Zapotoczky (1976), an der Universität Graz Anton Burghardt (1968), an der Universität Innsbruck Julius Morel (1969).¹⁷ Die Soziologie stand im Dienste von Kirche, politischen Parteien und Verbänden, während zugleich die korporatistische Struktur Initiativen und Innovationen im Bildungs- und Wissenschaftssystem hemmte oder sogar im Keim erstickte

16 | Zu den wenigen Ausnahmen zählt Judith Jánoska-Bendl, die sich 1964 an der Universität Graz habilitiert hatte, ein Jahr danach aber der Berufung ihres Mannes in die Schweiz folgte.

17 | Die in dieser Phase aus dem Ausland rekrutierten Professoren – Friedrich Fürstenberg (1966, Linz), Robert H. Reichardt (1966, Wien), Mohammed Rassem (1968, Salzburg) – bilden keinen Kontrapunkt. Aus der Reihe fällt Kurt Blaukopf, der 1965 an der damaligen Akademie für Musik und darstellende Kunst Wien das Institut für Musiksoziologie gründete und 1972, nach der Umwandlung der Akademie in eine Hochschule, zum Universitätsprofessor ernannt wurde (vgl. Fleck 2018).

(vgl. Fleck 1996). Dazu kam ein Unikum: Während weltweit die Soziologie der Studentenbewegung Auftrieb verschaffte (und umgekehrt die Studentenbewegung der Soziologie), wurden in Österreich die Weichen für die universitäre Verankerung des Fachs nicht nur reichlich spät, sondern unter ÖVP-Alleinregierungen und dem für das Hochschulwesen zuständigen ÖVP-Minister Heinrich Drimmel gestellt. Auf Grundlage dieser Allianz der politischen und intellektuellen Eliten war in den Sozialwissenschaften sowohl hinsichtlich Personalfragen als auch Inhalten und Themenwahl die Hegemonie des katholischen Lagers (in all seinen internen Schattierungen und Verwerfungen) auf Jahre, wenn nicht Jahrzehnte gesichert. Dass die österreichische Soziologie die NS-Zeit ignorierte, lässt sich also vor allem auch daraus erklären, dass die spezifischen Bedingungen ihrer fachlichen Etablierung, zu denen als ein wesentliches Faktum das sukzessive Unterlaufen der Autonomie des wissenschaftlichen Feldes zählte, die professionelle Auseinandersetzung mit den in der Gesellschaft eingelagerten Strukturen, welche das Aufkommen und die Etablierung der beiden Faschismen ermöglichte und begünstigte, blockierten. Im Unterschied zu Deutschland, wo »die Ausblendung des Nationalsozialismus aus dem soziologischen Diskurs Ergebnis von Auseinandersetzungen im soziologischen Feld war und ist« (Becker 2014: 257), existierte kein autonomes Feld der Soziologie, in denen sich ein Dissens über den Nationalsozialismus hätte artikulieren können. Die lange Zeit recht kleine Schar der mehrheitlich aus dem kleinbürgerlich-katholischen Milieu rekrutierten SoziologInnen konnte sich entweder als Opfer des NS-Regimes und im Widerstand dazu fühlen oder hatte, wie es Leopold Rosenmayr formuliert, nach dem Krieg gehofft, »dass wir uns nach Überschreitung der Zerstörungslinie in einem neuen, hoffnungsvollen Zeitalter befänden« (Rosenmayr 1988: 296) und sich solcherart motiviert dem Aufbau von Soziologie und Gesellschaft gewidmet.

Bis Ende der 1960er-Jahre blieb die Soziologie in der Umklammerung der (konservativen) Eliten. Der Ausbau der Sozialwissenschaften mit der 1966 erfolgten Implementierung sozial- und wirtschaftswissenschaftlicher Studienrichtungen und der Neugründung der Hochschule für Sozial- und Wirtschaftswissenschaften in Linz im selben Jahr änderte daran wenig. In gewisser Weise führte dies die beiden Felder sogar noch enger zusammen, sei es in Form beratender Tätigkeit oder Forschungsbeauftragung. Dass mitten in diese Aufbruchstimmung mit der Affäre Borodajkewycz eine erste Zäsur fiel, hatte in der akademischen Soziologie erstaunlich wenig Echo. Studierende, unter ihnen der spätere Finanzminister Ferdinand Lacina, hatten unter anderem mit Hilfe des späteren Bundespräsidenten Heinz Fischer, damals Sekretär der sozialistischen Parlamentsfraktion, die offen antisemitische und nationalsozialistische Rhetorik publik gemacht, mit der Taras Borodajkewycz, ehemaliges NSDAP-Mitglied und nunmehr von der ÖVP protegierter Professor für Wirtschaftsgeschichte an der damaligen Hochschule für Welthandel, seine Vorlesungen ausschmückte (vgl. Kropiunigg 2015). In der Folge einer Demonstration im März 1965 wurde das erste politische Todesopfer der Zweiten Republik beklagt: Der von einem Neonazi niedergeschlagene ehemalige Widerstandskämpfer Ernst Kirchweyer starb an den Folgen

seiner Verletzung. Der zuständige Minister Theodor Piffl-Perčević (ÖVP) widersetzte sich der immer stärker werdenden Forderung nach einer Abberufung des Professors; diese erfolgte erst 1971 in Form einer Zwangspensionierung bei vollen Bezügen. Dieses Ereignis war nicht nur Vorbote einer Politisierung der Studierenden, sondern markierte den Anfang vom Ende des Nachkriegskonsenses. Die Nationalratswahlen 1970 brachten schließlich die Wende. Mit der Minderheitsregierung unter Bruno Kreisky, der 1971 bei neuerlichen Wahlen die absolute Mehrheit errang, änderten sich auch die Koordinaten für die Entwicklung der Soziologie.

1970 sendete der österreichische Rundfunk eine Satire mit dem Titel *Die Zukunft Österreichs* mit Helmut Qualtinger und Teddy Podgorski in den Hauptrollen.¹⁸ Die Eingangssequenz zeigt Bilder der tristen Wiener Realität, unterlegt von einem Text, der über die Verheißungen der Moderne spricht; sodann treten auf: ein Mittelschullehrer und ein deutscher Großunternehmer, ein Opernsänger und ein Bereiter der Spanischen Hofreitschule, ein Hüttenwirt, ein Beamter und ein Gastarbeiter, eine Klofrau, schließlich ein Wiener Politiker, allesamt verkörpert von Helmut Qualtinger, den Podgorski vor Mikrofon und Kamera holt. Dass uns diese radikal-aberwitzige, auf die Spitze getriebene Satire noch heute aktuell erscheint, hat wohl damit zu tun, dass sie aufzeigt, was noch immer am liebsten unter den Teppich gekehrt wird, etwa die Verstrickungen mit dem Nationalsozialismus, die lebendigen und volkskulturell verankerten Traditionen von Antisemitismus und Rassismus, die späte Nationswerdung Österreichs. Es ist insofern nur scheinbar eine Koinzidenz, dass im selben Jahr, anlässlich der Nationalratswahlen am 1. März 1970 die Österreichische Volkspartei ihren Spitzenkandidaten Josef Klaus¹⁹ als »echten Österreicher« plakatierte, was auf die jüdische Herkunft Bruno Kreiskys, Spitzenkandidat der Sozialistischen Partei, wie auch auf dessen Exil in Schweden anspielen sollte; im Unterschied zu Kreisky hatte Klaus als »echter Österreicher« in der Wehrmacht gedient. Klaus verlor die Wahlen und musste mitsamt seiner Regierung abtreten. Die Soziologen aber, die, wie Leopold Rosenmayr berichtet, zu einem beratenden Kreis zählten, der sich regelmäßig mit Bundeskanzler Klaus traf, um Reformvorhaben und neue Gesetze zu diskutieren und neue Aufträge zu lukrieren (Gaisbauer 2010: 1614; auch Rosenmayr 1988: 301), verblieben auf ihren Posten – der Zeitenwende und Studentenbewegung zum Trotz.

18 | YouTube-Video »Wie sehen Sie die Zukunft Österreichs?«, 24. März 2009, Teil 1 und 2 (<https://www.youtube.com/watch?v=6UONiGMmBS4> und <https://www.youtube.com/watch?v=lzm3prz8Vaw&t=262s>, 12. Mai 2019).

19 | Josef Klaus verfasste 1932 als Vorsitzender der damaligen katholischen Studentenvertretung, dem Katholischen Deutschen Hochschulausschuss (KDHA), ein antisemitisches Pamphlet, in dem gegen die Ernennung des Immunologen und Pharmakologen Ernst Peter Pick zum Dekan der Medizinischen Fakultät mobilisiert wurde. Die Deutsche Studentenschaft stehe auf dem Standpunkt, so formulierte Klaus, »daß Professoren jüdischer Volkszugehörigkeit akademische Würdenstellen nicht bekleiden dürfen. Wollen Sie bedenken, daß Sie sich an einer deutschen Hochschule befinden und daß die deutschen Studenten als ihre Führer nur deutsche Lehrer anerkennen! Schon im Interesse eines ordnungsgemäßen Lehrbetriebes hoffen wir auf Ihre Einsicht« (vgl. Hubenstorf 1989: 233–234; Taschwer 2015).

Reifung der Gesellschaft, zurückgebliebene Soziologie

Kann es sein, dass 1970 die österreichische Gesellschaft reifer und fortgeschrittener war als die Soziologie? Zeit- und Gesellschaftskritik kamen jedenfalls nicht aus der Soziologie, sondern aus dem Korpus von Kunst und Literatur oder aus den Reihen der sich formenden studentischen Opposition. Mit Kreisky kam zudem ein Politiker an die Spitze der Regierung, dessen Selbstverständnis nicht dem »Geist der Lagerstraße« verpflichtet war, sondern von einem aus der Zwischenkriegszeit stammenden Misstrauen an der Demokratiefähigkeit des katholisch-konservativen Bürgertums. Mit Kreisky endete die für die Periode des Postnazismus charakteristische konkordanzdemokratische Illusion einer vollkommen integrierten Gesellschaft, während die auf die Zwischenkriegszeit (und weiter) zurückgehenden Spaltungslinien politisch und kulturell rethematisiert wurden.²⁰ Die von Kreisky angekündigte Modernisierung und Reformpolitik benötigte sozialwissenschaftliche Expertise. Adressiert wurden aber weniger die etablierte Professorenschaft als jüngere SoziologInnen, von denen viele zuvor am Institut für Höhere Studien als ScholarInnen tätig waren. Ein Jahrzehnt der Ausdifferenzierung der Soziologie und damit von Autonomiegewinnen begann. Es entstanden Analysen zu Struktur und Entwicklung der österreichischen Gesellschaft auf fachlich-methodologisch fundierter Grundlage, Untersuchungen zur Lage der Frauen (dokumentiert im ersten Bericht zur Situation der Frau in Österreich 1975), zu den Grenzen und Paradoxien der Sozialpartnerschaft und zu Fragen der Mitbestimmung, Systemanalysen des Gesundheitswesens, Studien zur Tradierung und Aktualität des Antisemitismus, zu Fragen nationaler Identität und Demokratie. Auch die sozialwissenschaftliche Forschung selbst, ihre Produktions- und Verwertungsbedingungen, wurden zu einem Gegenstand des soziologischen Erkenntnisinteresses (Knorr, Haller und Zilian 1979). Theoretisch orientierte und methodologische Arbeiten blieben in der Minderheit, und die universitäre Lehre hinkte hoffnungslos nach: In einer Befragung von WissenschaftlerInnen beklagten 58 % der SoziologInnen »veraltete und ungenügende Lehrinhalte«, 66 % kritisierten die Einseitigkeit der Lehrmeinungen; die Vergleichswerte im Gesamtsample betrugen 44 zw. 42 % (vgl. Gáspár-Ruppert 1988: 290).

Als Leopold Rosenmayr 1987 seinen Beitrag zu dem von Josef Langer herausgegebenen Band *Geschichte der österreichischen Soziologie* vorbereitete, waren die erinnerungspolitischen Auseinandersetzungen um Kurt Waldheim und den deutschen Historikerstreit voll entfacht. Es war dies eine Zeit offiziellen »Bedenkens« (aus Anlass der 50-jährigen Wiederkehr der Ereignisse rund um den sogenannten »Anschluss« im März 1938) sowie teils hitzig geführter erinnerungspolitischer Auseinandersetzungen, in der die durch die Affäre Waldheim, aber auch zeitgeschichtliche Forschung befeuerte Debatte um den Stellenwert des Nationalsozialismus im kollektiven Gedächtnis Österreichs in breiten Schichten der Gesellschaft Resonanz hatte. Rosenmayr greift in

20 | So fand die erste Ausstellung zu den Februarkämpfen 1934 statt: *Mit uns zieht die neue Zeit*, 1981.

seinem autobiografisch angelegten Beitrag zu Langers Band die Debatte auf, indem er nach etwa einem Drittel seiner »erlebte(n) Soziologie-Geschichte ab 1945« nach den Gründen für »die fehlende frühe Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus« fragt. Es mag rückblickend die falsche Entscheidung gewesen sein, so Rosenmayr, »aber historische Wahrheit ist, dass ich der ›Aufbau-Forschung‹ gegenüber der ›Aufarbeitungs-Forschung‹ den Vorrang gab. Erst durch die Vertiefung in die Psychoanalyse wurde mir später die Verbindung der beiden einsichtig« (Rosenmayr 1988: 294). Aber war Rosenmayr überhaupt vor diese Entscheidung gestellt?

Die Kontextualisierung der zitierten Passagen ist jedenfalls vielsagend: Zum einen ist es nicht die Soziologie, deren Verantwortung für eine Analyse der Gründe und Folgen von Austrofaschismus und NS-Regime eingemahnt wird, sondern viel allgemeiner »die Wissenschaft«, mit deren Hilfe »Trauerarbeit« stattfinden solle. »Trauer und Schuld waren nach 1945 in Österreich so allgemein und so mit Angst vor Strafe verwachsen, dass in der ersten Nachkriegszeit Schuld gar nicht emotional zugänglich und in Trauer überführbar war« (ebd.: 295). Zum anderen interpretiert Rosenmayr den Aufruf zur Aufarbeitung, durch wiederholte Bezugnahme auf Freud und die Psychoanalyse, als Aufforderung zu persönlichem Schuldabtragen. Wiederholt wechselt der Text das Register: erst die von Friedrich Heer geforderte »Anstrengung der Versöhnung, auch um die mit den ehemaligen Nationalsozialisten«, dann eine Rechtfertigung der »Forderungen des Tages nach Aufbauarbeit in zerstörten Fabrikshallen, verwahrlosten Bauernwirtschaften, Labors und Bibliotheken«; hier die Einsicht, dass »der Nationalsozialismus in verschiedenen Einstellungsstrukturen, so der Autorität, der Leistung, der Arbeit latent« weiterlebe, dort der überwältigende Glaube an das »Neuwerden der Welt«, »dass wir uns nach Überschreitung der Zerstörungslinie in einem neuen, hoffnungsvolleren Zeitalter befänden«. »Forschung«, so Rosenmayr,

»verstand ich als methodisch gesicherte Hilfe zur Befreiung und Ermöglichung der ›besseren Welt‹, der sich selber bewußt werdenden und dadurch – im Sinne Karl Poppers und der christlichen Interpretation Friedrich Heers – ›offener‹ wie auch – in meinem eigenen Sinn – bildungs- und beziehungsbewußter werdenden Gesellschaft«. (Ebd.: 296)

»Aber die Tiefe der quasi-faschistischen gesellschaftlichen Bestimmtheit in Österreich, getragen durch das (ängstliche) Kleinbürgertum und einen auf weite Strecken autoritären Katholizismus« standen nicht auf der Agenda des Soziologen. »Das Fortwirken des Alten unterschätzte ich« (ebd.).

Dass sich Rosenmayr der Frage des Fortwirkens und Weiterlebens faschistischer Muster im Denken und Handeln erst retrospektiv zuwendet, und zwar mit einer unübersehbaren Hingabe für autobiografische Spiegelungen, ist alles andere als Zufall. Rosenmayr, Jahrgang 1925, studierte, nach Dienst in der Wehrmacht in Griechenland und am Balkan und als Dolmetscher für die britische Armee in Kärnten (vgl. Rosenmayr 2012), ab 1946 Sozialphilosophie bei Alois Dempf und August Maria Knoll, der ihm, wie wenig zuvor seinem Assistenten Ernst Topitsch, einen von der Rockefeller Stiftung finanzierten Aufenthalt in den USA vermittelte, wo Rosenmayr 1951–1953

nicht nur mit den VertreterInnen des damals modernen Strukturfunktionalismus, allen voran Talcott Parsons und Robert K. Merton, in Berührung kam, sondern auch Spuren der Wiener Soziologie der Zwischenkriegszeit entdeckte. Rosenmayr berichtet, dass er in der Widener Library der Harvard University auf die ihm bis dahin unbekannte (von ihm allerdings nur bedingt geschätzte) Studie *Die Arbeitslosen von Mariental* stieß (Rosenmayr 1996: 122); der Versuch einer Kontaktaufnahme mit einem der AutorInnen, Paul F. Lazarsfeld, scheiterte am viel beschäftigten Professor. Was Rosenmayr aus den USA mitnahm, war nicht das theoretische und methodologische Rüstzeug der zeitgenössischen amerikanischen Soziologie, die er, wie er unter Bezugnahme auf Samuel Andrew Stouffer notiert, »oberflächlich und abstoßend« fand (Rosenmayr 1988: 286), sondern, neben der Bekanntschaft mit kulturwissenschaftlichen und ethnologischen Ansätzen, vielmehr ein Gefühl für amerikanische Tugenden wie »Freiheitsbewusstsein und Gemeinschaftssinn«, die er als vorbildhaft und zukunftsverheißend erlebte. Auch in Paris, wo Rosenmayr 1949/50 ein Jahr verbrachte, war es nicht die zeitgenössische Soziologie (etwa um Georges Gurwitsch) oder die der Soziologie zugeneigte Philosophie wie jene von Jean-Paul Sartre – dessen Positionen Rosenmayr als unterschwellig zynisch empfand, jedenfalls als »unverständlich, auch abstoßend« (Rosenmayr 1996: 118) –, die eine Korrektur der Weltsicht bewerkstelligte, sondern diesmal die Kunst, die abstrakte Malerei oder die Poesie Paul Celans und ihre die Wirklichkeit transzendierenden Impulse (Rosenmayr 1988: 296).

»Der unbearbeitbare Schock von Krieg und Nachkrieg kam mir aber insofern zugute, als ich mich nach einer anfänglichen Anpassung an die Universität bei der eigentlichen wissenschaftlichen Arbeit von herrschenden akademischen Kategorien und Vorurteilen in meiner Wegsuche nicht oder nur marginal beeindrucken ließ«. (Rosenmayr 1996: 137)

Die 1954 nach der Rückkehr aus den USA erfolgte Gründung der Sozialwissenschaftlichen Forschungsstelle, die einen physisch außerhalb, aber unweit der Universität gelegenen Ort fand, erfolgte mit Unterstützung August Maria Knolls und pragmatischem Kalkül, ging es ihm in dieser Situation verständlicherweise auch um die Sicherung des Lebensunterhalts für sich und seine junge Familie – ein Vorhaben, das mit Sozialphilosophie zweifellos weniger chancenreich zu erreichen war als mit Projekten, für die Rosenmayr versuchte, von der Rockefeller Foundation in New York Förderung einzuwerben, und dies nicht ohne Erfolg. Die erste Studie der Forschungsstelle widmete sich 1954/55 den Wohnverhältnissen, Wohnbedürfnissen und Wohnwünschen in Wien, wobei Rosenmayr neben dem Wunsch nach Mobilität durch Motorisierung vor allem einen »sozialen Negativismus« in nachbarschaftlichen Verhältnissen konstatiert. Weitere Studien folgten zu Freizeit und Sozialbeziehungen am Stadtrand, familienbezogenen Themen und Fragen der Jugend, ihren Bildungszielen und Bildungswegen (z. B. *Familienbeziehungen und Freizeitgewohnheiten jugendlicher Arbeiter*), zum alten Menschen in der sozialen Umwelt (vgl. Rosenmayr 1966). Was all diese Untersuchungen auszeichnet, ist eine deklarierte Anwendungsbeziehung, ein gewisses Maß an methodischer *bricolage* bei schrittweiser Anpassung an fachliche Standards der

Zeit, vor allem aber das Bedürfnis nach Kulturdeutung. Die von Rosenmayr angesprochene »Wegsuche« führte also zu einer eigentümlichen Art von Soziologie, die nicht wissenschaftliche Soziologie sein wollte, sondern Teil einer praktischen Arbeit eines »Besiegten« (Rosenmayr 1996: 136) an der gesellschaftlichen Rekonstruktion, einer in Interaktion mit tiefenpsychologischen Ansätzen, der Literatur, der Sozialphilosophie zu leistenden Re-Interpretation der Welt, schließlich eine sozialgeschichtlich rückgebundene »Epik des modernen Zustands« (Rosenmayr 2005a: 37).

An der Lektüre der Arbeiten der Sozialwissenschaftlichen Forschungsstelle verblüfft das Maß an Abwesenheit all dessen, was in der Gesellschaft nach 1945 sowohl manifest als auch latent aus dem NS-Regime und durch dieses hindurch an Faschistischem und Autoritärem weiterlebte und weiterarbeitete: In der Studie zu den Wohnverhältnissen und den Sozialbeziehungen in der Nachbarschaft wird mit keinem Wort die Frage der Rechtmäßigkeit des (womöglich arisierten) Wohnungsbesitzes oder der nachbarschaftlichen Beziehungen mit jenen, die wieder ihr Eigentumsrecht beanspruchen, thematisiert; in der Studie *Familienbeziehungen und Freizeitgewohnheiten jugendlicher Arbeiter* wird zwar danach gefragt, ob in der Familie über Politik gesprochen werde, aber weder die nationalsozialistische Erfahrung noch entsprechende Einstellungen sind ein Gegenstand der Erhebung, abgesehen von gelegentlich eingestreuten Mutmaßungen etwa zu den Kriegs- und Nachkriegsbedingungen als Grund für »das Zurücktreten des Vaters« (Rosenmayr 1963: 343) oder den »totalitären Verpflichtungen während des zweiten Weltkriegs« in Bezug auf das Interesse an Politik und Vereinsbindung (ebd.: 265); erörtert wird der Zugriff der organisierten Jugendarbeit auf die jugendlichen Arbeiter, allen voran von Vereinen, Kirche, Parteien, Gewerkschaften, ohne die im Korporatismus (wie in den Familien) eingelagerten autoritären Strukturen in der Analyse zu berücksichtigen. Es ist eine Art *Binnensoziologie*, die zwar internationale Anbindung sucht (Rosenmayr publiziert auf Englisch, wird Mitglied der International Sociological Association, etabliert Beziehungen mit Soziologen wie René König), die aber gleichzeitig, nicht nur in thematischer Hinsicht, sondern konzeptuell und methodologisch lokal bleibt. Viele Fragen und Themen scheinen tabu. Weder wird nach dem Weiterleben von Antisemitismus, völkischem Nationalismus oder Antidemokratismus gefragt. Noch wird die Nachkriegsentwicklung in ihren größeren ökonomischen, sozialen und kulturellen Zusammenhängen untersucht, wozu im Hintergrund eine gesellschaftliche Theorie vorhanden hätte sein müssen. Rosenmayr selbst schreibt im Rückblick selbstkritisch, aus »Abstinenz zu wenig zur Herauentwicklung kohärenter Theorie-Konstruktionen in der Soziologie« (Rosenmayr 1996: 138) beigetragen zu haben. Kultur- und Gesellschaftsdeutung erschöpft sich in einer durchaus gekonnten, erfindungsreichen Semantik. »Intimität auf Abstand«, »Überbalancierung« oder »Bohnenstangenfamilie« – viele Begriffsschöpfungen Rosenmayrs finden in der familien- und sozialgerontologischen Literatur Eingang und statten den Autor im soziologischen Feld mit symbolischem Kapital aus. Semantische Arbeit repräsentiert eine spezielle Art von Theorie, wo begriffliche Neuschöpfungen »lediglich nachdrückliche Versicherungen« abgeben (Steiner 1973: 66), ohne einer Beweisführung zu dienen; wie Rosen-

mayr selbst festhält, bringt ihm diese Verfahrensweise immer wieder den Vorwurf ein, ad hoc Theorien zu entwickeln.

Inwieweit stellt die Benennung der Sozialwissenschaftlichen Forschungsstelle einen Versuch dar, sich der Nähe und Verwandtschaft mit der Wirtschaftspsychologischen Forschungsstelle der späten 1920er- und frühen 1930er-Jahre begrifflich zu versichern? Freilich, die von Rosenmayr gegründete Einrichtung repräsentiert nicht nur in weltanschaulicher Hinsicht ein differentes Universum als die Wirtschaftspsychologische Forschungsstelle; markante Unterschiede existieren auch in Bezug auf die epistemologischen und methodologischen Prämissen, wie sie in je spezifischer Weise mit der Anwendungsorientierung der beiden Forschungsstellen verbunden sind. Auch die Wirtschaftspsychologische Forschungsstelle betreibt Anwendungsforschung, aber sie ist gesellschaftstheoretisch grundiert und aufgrund der Vorbildung ihrer Mitglieder (Lazarsfeld ist Mathematiker, Zeisel ein sehr guter Statistiker, Jahoda Psychologin) sowie der Anbindung an Charlotte und Karl Bühler und das Institut für Psychologie in wissenschaftlicher, vor allem methodologischer Hinsicht der Zeit voraus. Für die VertreterInnen der Wirtschaftspsychologischen Forschungsstelle bilden, in austromarxistischer Tradition, Theorie und Praxis in spezifischer Weise einen untrennbaren Zusammenhang, demzufolge sozialwissenschaftliche Forschung einen über Verstehen und Deutung hinausgehenden Entwurf einer Veränderung der Welt beinhaltet. Die Abspaltung dieses Anspruchs von der Forschungspraxis, wie sie Lazarsfeld später in den USA vollzieht, ist Voraussetzung für die Schaffung eines »multinationalen Wissenschaftskonzerns« (Pollak 1981) und schiebt den Marxismus in die Latenz (vgl. Kranebitter und Reinprecht 2018). Der Sozialwissenschaftlichen Forschungsstelle aber fehlt nicht nur ein verbindlicher Entwurf einer Theorie von Gesellschaft, sondern vor allem grundlegende sozialwissenschaftliche Expertise. Mit erstaunlicher Offenheit schreibt Rosenmayr über sein Ringen »mit den im Selfteaching-Verfahren erlernten Methoden der Sozialforschung« (Rosenmayr 2005a: 41), die er sich schließlich nur partiell aneignet, während er einem multidisziplinären Zugang den Vorrang gibt, der dazu beiträgt, »dass die Soziologie, wie ich sie ab 1955 betrieb, sich mehr und mehr in Teilgebieten so genannter »spezieller Soziologien« gegenüber der systemorientierten »allgemeinen Soziologie« entwickelte« (ebd.: 41–42). Der Verzicht auf eine gesamtgesellschaftliche Perspektive bedeutet freilich einen Rückzug vom Anspruch auf eine Analyse struktureller Mechanismen von Dominanz, Herrschaft und Gewalt. Damit aber beraubt sie sich selbst jeder Möglichkeit, dem einigermaßen kryptisch anmutenden Hinweis auf die »Tiefe der quasi-faschistischen gesellschaftlichen Bestimmtheit in Österreich« auf den Grund zu gehen.

Die durchaus erfolgreichen Versuche Rosenmayrs, sich mit PositionsträgerInnen im nationalen Feld der Wissenschaftspolitik zu verbünden und der internationalen Welt der Soziologie zu vernetzen, dürfen nicht über die relative Isolation der Forschungsstelle hinwegtäuschen. Rosenmayr begegnet in den USA zwar so manchen SoziologInnen aus Österreich im Exil, greift aber mögliche Fäden zu den von diesen Personen betriebenen Forschungen, etwa zur *Autoritären Persönlichkeit*, woran vor allem Else Frenkel-Brunswik federführend beteiligt ist, nicht auf; aber auch vor Ort,

in Wien, sind die Kontaktstrukturen selektiv, zu den von den US Forces betriebenen Befragungen zum Weiterleben des NS-Gedankenguts (siehe den Beitrag von Weiss in diesem Band) gibt es keine Berührung. Vielmehr etabliert sich das Feld der Soziologie über die Achse zur konservativen Wissenschaftspolitik. In diesem Zusammenhang sind Rosenmayrs Ausführungen zur Akquise von Forschungen interessant. In seinem Text *Harter, unsicherer Anfang* erzählt er über den Beginn der Jugendforschung mit dem Interesse des damaligen auch für Wissenschaft zuständigen österreichischen Unterrichtsministers Heinrich Drimmel an einer Jugendstudie nach dem Vorbild von Helmut Schelskys *Skeptischer Generation*.

Rosenmayr schildert die Situation folgendermaßen: Drimmel fragte bei Schelsky an, der ihn umgehend

»an einen jungen Dozenten in Wien, nämlich an mich [verwies]. Auch Theodor W. Adorno spürte mich auf und wollte mich für die in Entfaltung begriffene sozialwissenschaftliche Fakultät in Frankfurt gewinnen, da er sich davon eine Wiederbelebung der in ›Autorität und Familie‹ (Paris 1936) dokumentierten Zusammenarbeit zwischen der ›Kritischen Theorie‹ und der empirischen sozialpsychologischen Forschung in Wien erwartete« (Rosenmayr 1996: 132),

zu der in den frühen 1930er-Jahren Käthe Leichter und Marie Jahoda beigetragen hatten. Zu einer Reaktivierung dieser Zusammenarbeit (und auch zur Replikation von Schelskys Studie in Österreich) kam es zwar nicht; Rosenmayr aber war, mit seinem Krisenbefund eines *Notstands der Jugend* (1959), aus der sich die Notwendigkeit soziologischer Forschung ableiten ließ, als Jugendforscher initiiert. Nicht das Erkenntnisinteresse an der Wirkmächtigkeit autoritärer Strukturen bildete die Triebfeder seiner Sozialforschung, sondern Krisendeutungen, neue Ordnungsvorstellungen und eine »reformfähige Praxis« (Rosenmayr 1988: 291), nahe an Politik. Es dauerte einige Jahre, ehe mit Eva Köckeis eine mathematisch-statistisch versierte Soziologin, die die NS-Zeit im englischen Exil überlebt hatte, jene fachlich-methodische Kompetenz einbrachte, die für die Umsetzung sozialwissenschaftlicher Forschungsvorhaben erforderlich ist. Manche der in Zusammenarbeit mit Köckeis realisierten Forschungen, über die sich Rosenmayr nun auch eine gewisse Methodenkompetenz aneignete, wie etwa die 1965 bei Luchterhand verlegte Studie *Umwelt und Familie alter Menschen*, erscheinen heute als Element einer fachlichen Professionalisierung und Spezialisierung. In seinen späteren Arbeiten zu Themen der Sozialgerontologie (*Der alte Mensch in der Gesellschaft* 1978, zusammen mit Hilde Rosenmayr, *Die späte Freiheit* 1983, *Die Kräfte des Alters* 1990, *Die Schnüre vom Himmel* 1992) tritt die nüchterne Betrachtungsweise gegenüber dem Wunsch nach »Kulturbedeutung« wieder in den Hintergrund.

Eva Köckeis-Stangl, 1922 in Wien in eine wohlhabende jüdische Familie geboren und 1938 von ihren Eltern nach England ins Exil geschickt, wo sie sich politisierte und dem kommunistischen Jugendverband beitrug, zählt zur Gruppe der jüdisch-kommunistischen RückkehrerInnen, die bald nach 1945 das Exil verließen, um ein besse-

res, anderes, demokratischeres Österreich aufzubauen.²¹ Nachdem sie mit der Externistenmatura den gewaltsam unterbrochenen Schulabschluss nachgeholt hat, studiert Köckeis-Stangl Staatswissenschaften und Statistik an der Universität Wien, wo sie 1959 mit einer Arbeit über Stichprobenverfahren in der amtlichen Statistik promoviert und 1963 von Leopold Rosenmayr als Forschungsassistentin angestellt wird. Zwei Biografien, die gegensätzlicher nicht sein könnten, begegnen einander im Kontext der zaghaften Institutionalisierung und Verberuflichung soziologischen Wirkens. Es ist dies eine machtasymmetrische Konstellation zweier nahezu Gleichaltriger aus unterschiedlichen Generationseinheiten mit stark divergierenden Erfahrungszusammenhängen, wo es der eine als fachlicher Autodidakt zu Professur und Institutsleitung geschafft hat, während die andere, in institutionell abhängiger Position, die methodisch-wissenschaftliche Qualität der Forschung garantiert. Diese Konstellation wird gegen Ende der 1960er-Jahre nicht zuletzt im Kontext der aufkommenden gesellschaftlichen Unruhe zunehmend fragil. Köckeis-Stangl, die nach mehr forscherscher Unabhängigkeit strebt und auch ihre Sympathien für die Studentenbewegung nicht verbirgt, kann ihr an der Universität geplantes Habilitationsvorhaben nicht mehr realisieren: »Die weltanschauliche Kombination ›jüdisch und links‹ dürfte für die Habilitation innerhalb der Fakultät ebenfalls nicht gerade förderlich gewesen sein« (Lichtmanegger 2003: 143). Ihr gelingt es schließlich, an der Universität Innsbruck Fuß zu fassen, wo sie sich erst in Erziehungswissenschaften und später in Sozialpsychologie habilitiert.

Was auch immer das Zerwürfnis zwischen Rosenmayr und Köckeis-Stangl begründet haben mag: Als Frau, Jüdin, Kommunistin und exzellente Forscherin war sie in besonderer Weise den strukturellen Ein- und Ausschlussmechanismen des soziologischen Feldes dieser Zeit ausgesetzt. Leopold Rosenmayr hatte sich ab Mitte der 1960er-Jahren eine strategische Position erarbeitet. Als Mitglied des Rates für Hochschulfragen sowie der Gründungskommissionen der neuen, 1966 gegründeten Hochschulen, nutzte er seinen Einfluss auch dazu, die Berufung neuer ProfessorInnen im Fachbereich zu kontrollieren. Auf diese Weise wurden sowohl Angehörige des katholischen Milieus als auch KandidatInnen protegiert, die für die eigene Position keine Gefahr oder Konkurrenz darstellten (vgl. Fleck 2018: 334). Köckeis-Stangl war nicht die einzige Soziologin an der Universität Wien, die für ihr Habilitationsprojekt an eine andere Universität (im konkreten Fall auch in eine andere Disziplin) wechseln musste. So änderte die Expansion der Soziologie Ende der 1960er- und Anfang der 1970er-Jahre vorerst kaum etwas an der Selbstmarginalisierung der Disziplin. Statt auf fachliche Professionalisierung setzte Rosenmayr auf einen Typus Soziologie, der

»anders als in der amerikanischen Meinungs- und Einstellungsforschung, die ich für die komplexen Probleme unserer österreichischen Geschichte und Kultur für ungeeignet hielt [...] durch Beobachtungen, Beschreibungen und Befragungen ethnologisch-volkskundlicher Art, ergänzt durch historische Studien und Deutungen« (Rosenmayr 1988: 288)

21 | Zur Rückkehr von Angehörigen des jüdischen und kommunistischen Exils siehe Berger und Wodak 2018; vgl. dazu auch Reinprecht 1992.

auf eine »praxisrelevante Orientierungsforschung« (Rosenmayr 1992: 316) hinauslief. Politikberatende Anwendungs- und sozialphilosophische Deutungswissenschaft bildeten die beiden Eckpfeiler dieser Soziologie.

Rosenmayrs Verhältnis zum eigenen Fach ist von Anfang an zutiefst ambivalent. Verbirgt sich in seinem repetitiven Ruf nach Erneuerung der Soziologie und Multidisziplinarität nicht eine gesellschaftliche fest verankerte anti-soziologische Attitüde? Der Soziologe als Anti-Soziologe? Rosenmayr tritt als Sozialphilosoph in die Welt der Soziologie. Seine Begegnungen mit der (damals vorherrschenden) US-amerikanischen Soziologie sind von Skepsis, Unverständnis, ja Abneigung getragen. Dem modernisierungstheoretisch imprägnierten Wissenschaftsverständnis dieser Soziologie öffnet er sich ebenso wenig wie dem Vermächtnis der Wiener Schule der Soziologie. Einerseits reklamiert Rosenmayr für sich, nach dem Zweiten Weltkrieg in Österreich die empirische Grundrichtung der Soziologie entwickelt zu haben (Rosenmayr 2005a: 61); andererseits erlauben ihm die Soziologie und »das traditionelle Rüstzeug der Sozialforschung« (Rosenmayr 1996: 137) nicht genug und er sucht aktiv die Verknüpfung mit Tiefenpsychologie und Sozialgeschichte, aber ob »auf Dauer ein solches Wissenschaftssyndrom den Namen Soziologie tragen wird, ist schwer vorauszusagen. Soziologie«, wiederholt Rosenmayr auch an dieser Stelle, »hatte von Anbeginn an [...] *Multidisziplinarität* in ihrem Programm. Soziologie verstand sich als *Integrationskraft*, nicht als *Spezialdisziplin*« (Rosenmayr 2005a: 63; Hervorhebungen im Original).

Diese dem eigenen Fach gegenüber ambivalente, wenn nicht sogar ablehnende Haltung prägte die von Rosenmayr beschriebene Grundrichtung der Soziologie dauerhaft und in verschiedener Weise mit. Sie blockierte jedenfalls die universitäre Etablierung jener, die es mit der Soziologie als Fach Ernst meinten und daher oftmals entschieden, einen anderen wissenschaftlichen Weg einzuschlagen oder auch Österreich den Rücken zu kehren, um an ausländischen Universitäten und Forschungszentren zu reüssieren. Die Liste der in diesem Sinne »Exilierten« (von Michael Pollak über Karin Knorr-Cetina bis zu Heinz Steinert) ist lang. Umgekehrt musste es für Rosenmayr in schmerzhafter Erinnerung geblieben sein, in der Konfrontation mit der Studentenbewegung »als Datenknecht im kapitalistischen Establishment und ›Verdoppler der Wirklichkeit« beschimpft zu werden (Rosenmayr 1996: 139). Davon geprägt ist auch seine in mehreren Varianten vorliegende Schilderung der Besetzung einiger Institutsräumlichkeiten im Mai 1970. Was damalige Studierende »als eine eher fade Angelegenheit« erlebten (vgl. Gáspár-Rupper 1988: 329), schildert Rosenmayr mit drastischen Worten als Einmarsch gestiefler DemonstrantInnen (vgl. Rosenmayr 2005a: 50):

»Teile des Soziologie-Instituts wurden besetzt, als ›Volkseigener Betrieb« deklariert, rote Fahnen wurden ausgehängt, man drohte Fragebögen zu vernichten. In meinen Vorlesungen wurde demonstrativ, den Vortrag unterbrechend, von Gruppen, die Mao-Mützen trugen und Flugblätter verteilten, ›einmarschiert«. In Hörerversammlungen wurden Argumente niedergeschrien, man nahm körperlich bedrohende Haltungen ein. Ich wurde in meinem Arbeitszimmer von einem Trupp mit Reitstiefeln an der Arbeit gehindert, sehr zum Schrecken meiner damaligen Sekretärin, die während des Krieges ›rassisch verfolgt«

gewesen war, versteckt gelebt hatte und einmal fast von der SS entdeckt worden wäre.« (Rosenmayr 1988: 302)

Die nur allzu offensichtlichen Konnotationen dieser Textstellen bedürfen wohl keines weiteren Kommentars.

Rückkehr und Zurückholung

Ich persönlich lernte Rosenmayr im Frühjahr 1990 kennen, als ich mich am Institut für Soziologie um eine Assistentenstelle bewarb. Meine Tätigkeit bestand anfangs vor allem in der Bearbeitung von Manuskripten, abgetippten Vorlesungen und Vorträgen, die sukzessive zu Artikeln umgearbeitet wurden, dazu kam die Vorbereitung von Lehrveranstaltungsunterlagen, manchmal auch die Übernahme einzelner Sitzungen in Seminaren, das Erstellen von Exzerpten usw. Mit der Zeit betraute mich Rosenmayr mit Agenden im Zusammenhang mit seinem damals intensiv laufenden Projekt in Mali, Westafrika, woraus sich dann einige Jahre später ein eigenständiges Forschungsvorhaben herauschälte (vgl. Chevron, Reinprecht und Traoré 2002). Mein Dissertationsprojekt zur Bewertung der Vergangenheit in Ungarn und der Tschechischen Republik unterstützte er anfangs unter anderem durch die Vermittlung von Kontakten zur Akademie der Wissenschaften, die das Projekt finanziell förderte. Das Dissertationsthema sorgte für Distanzierung, da wir unterschiedliche Ansätze vertraten und sich Rosenmayr vom erinnerungspolitischen Diskurs, so mein Eindruck, persönlich adressiert und angegriffen fühlte; aber Gespräche und Diskussion sorgten gleichzeitig für eine gewisse Annäherung. Viele Themen, die in seinen autobiografischen Büchern behandelt werden, tauchten in diesen Gesprächen auf: seine Beziehungen zu Lazarsfeld, Paul Neurath, Viktor Frankl, die Zeit als Wehrmachtssoldat in Griechenland, am Balkan, der Rückzug durch Jugoslawien und Begegnungen mit PartisanInnen, das Aufwachsen in der kleinbürgerlichen Familie bäuerlichen Ursprungs in Wien-Favoriten, auch die *Überwältigung 1938*, wie er 2008 sein vorletztes Erinnerungsbuch nennen sollte, war Thema. Die Re-Lektüre von Rosenmayrs »autosoziologischen« Bekenntnissen, die ich damals zu Beginn meiner Tätigkeit an der Universität Wien teils in Manuskriptform Korrektur las, führt erneut die problematischen Erbschaften eines Typus von Soziologie vor Augen, die durch Rosenmayr kreiert und bis zu seinem Lebensende gerechtfertigt wurden, für eine wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus aber kaum begünstigend waren. »Bei all dem ging es mir um die Förderung der Bearbeitung von Fragestellungen, aber nicht um die Umgrenzung eines Faches Soziologie«, schreibt Rosenmayr 1996.

Für das langfristig problematische Wirken des Doyens der österreichischen Nachkriegssoziologie ist eine ausgeprägte Ambivalenz entscheidend. Seine Soziologie beruht, wie gezeigt, auf der Ablehnung von Fachlichkeit, einem Verständnis von Soziologie als Rekonstruktion und Aufbauforschung, auf dem Anspruch auf Kulturdeutung bei Verzicht eigenständiger Gesellschaftstheorie. So sieht sich Rosenmayr

einerseits als Begründer der Nachkriegssoziologie, als der er über Jahrzehnte alle Berufungs- und Habilitationsverfahren sowie die Etablierung universitärer wie außeruniversitärer Einrichtungen zu kontrollieren und zu beeinflussen versucht; andererseits bezieht er sein Selbstverständnis aus einer Abgrenzung zur Soziologie, die er als »Übergangsphänomen« bezeichnet, und einer emotional und immer wieder auch mit Geringschätzung vorgetragenen Abwehrhaltung. Diese doppelten Botschaften schreiben sich in das Feld der Soziologie ein; so blockiert das Wirken des Soziologen die Entfaltung von Autonomie.

Doch am Ende steht eine zweifache Rückkehr: ins Gehege der Sozialphilosophie, zu den Stammesalten ins Sahel-Dorf Sonongo. Die an zahlreichen Stellen für sich selbst und die Sozialwissenschaften eingeforderte Rückbesinnung auf die Sozialphilosophie ist für Rosenmayr Ausdruck von »Widerstand gegen totale, wissenschaftliche Welterklärung« (Rosenmayr 1988, 73), zugleich aber auch einer Zurückholung von Person und Subjekt in die Soziologie. Vor allem die späten Texte zu NS-Erfahrung und Kriegserleben sind von einem »intim-einverständigen Rückbezug auf die private Person des Soziologen« (Bourdieu und Wacquant 1996: 103) geprägt. Im abschließenden Kapitel seiner 2008 publizierten Erinnerungen an 1938, in dem die Ergebnisse einer repräsentativen Umfrage zum Geschichtsbild in Österreich resümiert werden, konstatiert Rosenmayr: »Vielleicht kann die emotionale und intellektuelle Umwandlung von Erinnerung in Wissen eine befreiende und klärende Wirkung haben« (Rosenmayr 2008: 338). Wie aber kann sich eine solche befreiende und klärende Wirkung entfalten, wenn die Zurückholung der Person eher die narzisstische Illusion bedient als die kritische Reflexion und Reflexivität?

»Kindheitserfahrungen in einem entlegenen Mühlviertler Dorf und Abenteuerlust ließen mich die Dörfer Afrikas und damit meine mit den Jahren verblassende Kindheit im Mühlviertel 1930 bis 1940 am Südrand der Sahara von 1983–1998 suchen. [...] Es gelang mir, durch ›Zurückholung‹ von ›Person und Kultur‹ in die Soziologie das Auseinanderklaffen von Sozialentwicklung und Kultur im afrikanischen ›Entwicklungsprozess‹ zu erkennen und aufzuzeichnen.« (Rosenmayr 2005b: 278)

Wie einst für die bäuerlichen Vorfahren im Mühlviertel scheint auch für die Alten in Sonongo »der Zwang der Figuration« (Elias 1991: 35) unentrinnbar, während gleichzeitig, als Folge sozialen Wandels, ihre traditionelle, institutionell fixierte Vormachtstellung zerbricht. Auch im westafrikanischen Sahel ist die auf Subsidiarität und Subsistenzwirtschaft gegründete dörfliche Gemeinschaft kein zukunftsweisendes Modell und mythisches Wissen nicht mehr in der Lage, die herkömmliche Sozialordnung, die den Alten über das Prinzip der Seniorität eine bevorzugte Stellung einräumt, zu festigen. Fiktionen freilich sind dauerhaft. Sie sind, um abschließend nochmals Bourdieu zu zitieren, der ideologische Effekt des Vergessens der Geschichte (Bourdieu 1993: 79). Das Heraufbeschwören eines idealisierten Teils der Familiengeschichte (Rosenmayr wuchs nicht am Land, sondern im zehnten Wiener Gemeindebezirk auf) bildet im Kontrast mit der noch rückblickend empfundenen »Überwältigung« durch

historisch-politische Gewaltverhältnisse (»Hitlers Augen«, »Nachbar Moses kniet auf der Straße«; Rosenmayr 2008) einen Raum des Erinnerns, in dem eine kritische Auseinandersetzung und Aufarbeitung der NS-Erfahrung eben *nicht* möglich ist.²²

Literatur

- Amann, Anton (1987): »Soziologie in Wien. Entstehung und Emigration bis 1938. Eine Skizze mit besonderer Berücksichtigung der Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät der Universität Wien«, in: Stadler, Friedrich (Hrsg.), *Vertriebene Vernunft I. Emigration und Exil österreichischer Wissenschaft 1930–1940*, Wien: Jugend & Volk, S. 214–237.
- Anders, Günther (2006): *Tagesnotizen*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Berger, Ernst und Wodak, Ruth (2018): *Die Kinder der Rückkehr. Geschichte einer marginalisierten Jugend*, Wiesbaden: Springer. DOI: <https://doi.org/10.1007/978-3-658-20850-9>.
- Becker, Michael (2014): »Politik des Beschweigens. Plädoyer für eine historisch-soziologische Rekonstruktion des Verhältnisses der Soziologie zum Nationalsozialismus«, in: *Soziologie*, 43. Jahrgang, Heft 3, S. 251–277.
- Bourdieu, Pierre (1988): *Homo Academicus*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre (1993): »Für eine Soziologie der Soziologen«, in: Bourdieu, Pierre, *Soziologische Fragen*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 77–82.
- Bourdieu, Pierre (2002): *Ein soziologischer Selbstversuch*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre und Wacquant, Loïc (1996): *Reflexive Anthropologie*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Brunner, Otto, Conze, Werner und Koselleck, Reinhart (Hrsg.) (2004): *Geschichtliche Grundbegriffe: Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*, Stuttgart: Klett-Cotta.
- Chevron, Marie-France, Reinprecht, Christoph und Traoré, Gaoussou (Hrsg.) (2002): *Umwelt und Urbanität in Westafrika*, Frankfurt am Main: Brandes & Apsel.
- Daim, Peter, Heer, Friedrich und Knoll, August Maria (1963): *Kirche und Zukunft*, Wien: Europa Verlag.
- Elias, Norbert (1991): *Mozart. Zur Soziologie eines Genies*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Eribon, Didier (2016): *Rückkehr nach Reims*, Berlin: Suhrkamp.

22 | Die autobiografischen Texte Rosenmayrs stehen so gesehen im Gegensatz zur autosozio-logischen Literatur von Pierre Bourdieu (2002) oder Didier Eribon (2016), in der es um die Analyse der Mechanismen sozialer Reproduktion und ihrer möglichen Überwindung im wissenschaftlichen Feld geht.

- Etzemüller, Thomas (2001): *Sozialgeschichte als politische Geschichte. Werner Conze und die Neuorientierung der westdeutschen Geschichtswissenschaft nach 1945*, München: Oldenbourg. DOI: <https://doi.org/10.1515/9783486595222>.
- Fleck, Christian (1987): »Rückkehr unerwünscht. Der Weg der österreichischen Sozialforschung ins Exil«, in: Stadler, Friedrich (Hrsg.), *Vertriebene Vernunft I. Emigration und Exil österreichischer Wissenschaft 1930–1940*, Wien Jugend & Volk, S. 182–213.
- Fleck, Christian (1988): »Vertrieben und vergessen. Ein Überblick über die aus Österreich emigrierten Soziologen«, in: Langer, Josef (Hrsg.), *Geschichte der österreichischen Soziologie. Konstituierung, Entwicklung und europäische Bezüge*, Wien: Verlag für Gesellschaftskritik, S. 257–277.
- Fleck, Christian (1996): »Autochthone Provinzialisierung. Universität und Wissenschaftspolitik nach dem Ende der nationalsozialistischen Herrschaft in Österreich«, in: *Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften*, 7. Jahrgang, Heft 1, S. 67–92.
- Fleck, Christian (1999): »Für eine soziologische Geschichte der Soziologie«, in: *Österreichische Zeitschrift für Soziologie*, 24. Jahrgang, Heft 2, S. 52–65.
- Fleck, Christian (2000): »Wie Neues nicht entsteht. Die Gründung des Instituts für Höhere Studien in Wien durch Ex-Österreicher und die Ford Foundation«, in: *Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaft*, 11. Jahrgang, Heft 1, S. 129–178.
- Fleck, Christian (2007): *Transatlantische Bereicherungen. Zur Erfindung der empirischen Sozialforschung*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Fleck, Christian (2010): »Die Entwicklung der Soziologie in Österreich«, in: Biegelbauer, Peter (Hrsg.), *Steuerung von Wissenschaft? Die Governance des österreichischen Innovationssystems*, Innsbruck: StudienVerlag, S. 259–296.
- Fleck, Christian (2018): »Soziologie in Österreich nach 1945«, in: Moebius, Stephan und Ploder, Andrea (Hrsg.): *Handbuch Geschichte der deutschsprachigen Soziologie*, Band 1: Geschichte der Soziologie im deutschsprachigen Raum, Wiesbaden: VS Springer, S. 315–346. DOI: https://doi.org/10.1007/978-3-658-07998-7_16-1.
- Gáspár-Ruppert, Walburga (1988): »Institutionalisierung und Protest. Soziologiestudium in den sechziger Jahren«, in: Langer, Josef (Hrsg.), *Geschichte der österreichischen Soziologie. Konstituierung, Entwicklung und europäische Bezüge*, Wien: Verlag für Gesellschaftskritik, S. 317–332.
- Hubenstorf, Michael (1989): »Medizinische Fakultät 1938–1945«, in: Heiß, Gernot, Matzl, Siegfried, Meissl, Sebastian, Saurer, Edith und Stuhlpfarrer, Karl (Hrsg.), *Willfähige Wissenschaft. Die Universität Wien 1938–1945*, Wien: Verlag für Gesellschaftskritik, S. 233–282.
- Kautsky, Benedikt (1946): *Teufel und Verdammte. Erfahrungen und Erkenntnisse aus sieben Jahren in deutschen Konzentrationslagern*, Zürich: Büchergilde Gutenberg.
- Knoll, August Maria (1936): *Ziel und Glaube. Der Weg einer Generation*, Wien: Reinhold.
- Knoll, August Maria (1949): *Von den drei Wesenstheorien der Gesellschaft: Individualismus, Totalismus, Personalismus*, Wien: Manz.

- Knoll, August Maria (1950): »Othmar Spann. Eine kritische Würdigung«, in: *Die Österreichische Furche*, 22. Juli 1950.
- Knoll, August Maria (1962): *Katholische Kirche und scholastisches Naturrecht*, Wien: Europa Verlag.
- Knoll, Reinhold (1996): »Nachwort ... an meinem Vater erinnert«, in: Knoll, August Maria, *Glaube zwischen Herrschaftsordnung und Heilserwartung. Studien zur politischen Theologie und Religionssoziologie*, Wien: Böhlau, S. 389–396.
- Knorr, Karin D., Haller, Max und Zilian, Hans Georg (1979): *Erkenntnis- und Verwertungsbedingungen sozialwissenschaftlicher Forschung*, Wien: Jugend & Volk
- Korotin, Ilse (2006): »Deutsche Philosophen aus der Sicht des Sicherheitsdienstes des Reichsführers SS – Schwerpunkt Österreich«, in: Heinz, Marion und Gretić, Goran (Hrsg.), *Philosophie und Zeitgeist im Nationalsozialismus*, Würzburg: Königshausen & Neumann, S. 45–66.
- Kranebitter, Andreas und Reinprecht, Christoph (2018): »Marxism underground. Latent Marxism in Austrian empirical sociology«, in: *Österreichische Zeitschrift für Soziologie*, 43. Jahrgang, Heft 3, S. 219–229. DOI: <https://doi.org/10.1007/s11614-018-0314-x>.
- Kropiunigg, Rafael (2015): »The Rehabilitated Austrians and the Borodajkewycz Affair«, in: *Austrian History Yearbook*, 46. Jahrgang, S. 360–385. DOI: <https://doi.org/10.1017/S0067237814000228>.
- Langer, Josef (Hrsg.) (1988): »Allgemeine gesellschaftliche Hintergründe für die Entwicklung der Soziologie in Österreich«, in: Langer, Josef (Hrsg.), *Geschichte der österreichischen Soziologie. Konstituierung, Entwicklung und europäische Bezüge*, Wien: Verlag für Gesellschaftskritik, S. 11–32.
- Lichtmanegger, Susanne (2003): »Eva Köckeis-Stangl. »Durchkommen in schwierigen Verhältnissen««, in: Gensluckner, Lisa, Schreiber, Horst, Tschugg, Ingrid und Weiss, Alexandra (Hrsg.), *Gegenwind, Gaismaier-Jahrbuch 2004*, Innsbruck: StudienVerlag, S. 137–152.
- Norden, Gilbert, Reinprecht, Christoph und Froschauer, Ulrike (2015): »Frühe Reife, späte Etablierung: Zur diskontinuierlichen Institutionalisierung der Soziologie an der Alma Mater Rudolphina Vindobonensis«, in: Fröschl, Karl Anton, Müller, Gerd B., Olechowski, Thomas und Schmidt-Lauber, Brigitta (Hrsg.), *Reflexive Innenansichten aus der Universität. Disziplinengeschichten zwischen Wissenschaft, Gesellschaft und Politik*, Göttingen, Vienna University Press/V&R unipress, S. 165–178. DOI: <https://doi.org/10.14220/9783737004152.165>.
- Oberkofler, Gerhard und Stern, Manfred (2019): *Leo (Jonas Leib) Stern. Ein Leben für Solidarität, Freiheit und Frieden*, Innsbruck: StudienVerlag.
- Pelinka, Anton (1977): »August Maria Knoll«, in: *Neue Österreichische Biographie ab 1815. Große Österreicher*, Band XIX, Wien: Amalthea (https://austria-forum.org/af/Wissenssammlungen/Essays/Soziologie_und_Ethik/August_Maria_Knoll, 20. April 2019).
- Pollak, Michael (1981): »Paul F. Lazarsfeld – Gründer eines multinationalen Wissenschaftskonzerns«, in: Lepenies, Wolf (Hrsg.), *Geschichte der Soziologie. Studien zur*

- kognitiven, sozialen und historischen Identität einer Disziplin*, Band 3, Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 157–203.
- Reinprecht, Christoph (1992): *Zurückgekehrt. Identität und Bruch österreichischer Juden*, Wien: Braumüller.
- Reinprecht, Christoph (2014): »Die österreichische Soziologie und der Nationalsozialismus. Aufbruch, Verdrängung und verletzte Identität«, in: Christ, Michaela und Suderland, Maja (Hrsg.), *Soziologie und Nationalsozialismus. Positionen, Debatten, Perspektiven*, Berlin: Suhrkamp, S. 237–262.
- Rosenmayr, Leopold (1963): *Familienbeziehungen und Freizeitgewohnheiten jugendlicher Arbeiter*, Wien: Verlag für Geschichte und Politik.
- Rosenmayr, Leopold (1988): »Erlebte Soziologie-Geschichte in Österreich ab 1945«, in: Langer, Josef (Hrsg.), *Geschichte der österreichischen Soziologie. Konstituierung, Entwicklung und europäische Bezüge*, Wien: Verlag für Gesellschaftskritik, S. 281–316.
- Rosenmayr, Leopold (1992): *Die Schnüre vom Himmel. Forschung und Theorie zum kulturellen Wandel*, Wien: Böhlau.
- Rosenmayr, Leopold (1996): »Harter, unsicherer Anfang«, in: Fleck, Christian (Hrsg.), *Wege zur Soziologie nach 1945: Autobiographische Notizen*, Opladen: Leske + Budrich, S. 99–140.
- Rosenmayr, Leopold (2005a): »Frühe Erfahrungen – späte Einsichten«, in: Amann, Anton und Majce, Gerhard (Hrsg.), *Soziologie in interdisziplinären Netzwerken*, Wien: Böhlau, S. 31–76.
- Rosenmayr, Leopold (2005b): »Nachlese«, in: Amann, Anton und Majce, Gerhard (Hrsg.), *Soziologie in interdisziplinären Netzwerken*, Wien: Böhlau, S. 275–316.
- Rosenmayr, Leopold (2008): *Überwältigung 1938. Frühes Erlebnis – späte Deutung*, Wien/Köln/Weimar: Böhlau.
- Rosenmayr, Leopold (2012): *Im Krieg auf dem Balkan. Erinnerungen eines Soldaten an den Zweiten Weltkrieg*, Wien: Böhlau. DOI: <https://doi.org/10.7767/boehlau.9783205792338>.
- Rosenmayr, Leopold und Köckeis, Eva (1965): *Umwelt und Familie alter Menschen*, Neuwied: Luchterhand.
- Rosenmayr, Leopold und Köckeis, Eva (Hrsg.) (1966): *Sociology in Austria*, Graz: Hermann Böhlau Nachf.
- Steiner, George (1962): »Der Rückzug vom Wort«, in: Steiner, George, *Sprache und Schweigen. Essays über Sprache, Literatur und das Unmenschliche*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Steinmetz, George (2015): »Neo-Bourdieuische Theorie und die Frage wissenschaftlicher Autonomie: Deutsche Soziologen und der Imperialismus zwischen 1890 und 1945«, in: Dayé, Christian und Möbius, Stephan (Hrsg.), *Soziologiegeschichte. Wege und Ziele*, Berlin: Suhrkamp, S. 336–399.
- Taschwer, Klaus (2015): *Hochburg des Antisemitismus. Der Niedergang der Universität Wien im 20. Jahrhundert*, Wien: Czernin.
- Winter, Ernst Karl (2018): *Die Geschichte des österreichischen Volkes*, hrsg. von Paul R. Tarmann, Perchtoldsdorf: Plattform.

